

Jan Markell

Engel im KZ



HOLOCAUST
der ergreifende Bericht
eines
jüdischen Mädchens

Engel im KZ

Ein Bericht voll Spannung und Dramatik, vom Leben selbst geschrieben, über eines der dunkelsten Kapitel der Weltgeschichte.

Im kriegserschütterten, von einem Wahnsinnigen regierten «Dritten Reich» ist das Leben der jungen Anita Dittman und ihrer Mutter von schwerem Leid geprägt. Der «arische» Vater läßt die Familie im Stich.

Für Anita und die jüdische Mutter ist dies der Beginn harter Zwangsarbeit. Die kleine Wohnung wird von der Gestapo überwacht. Tag für Tag werden Nachbarn aus dem Ghetto herausgeholt und in Konzentrationslager verschleppt.

Inmitten dieser von Sorge und Lebensangst gezeichneten Zeit finden die beiden den Frieden in Jesus Christus — die erfüllte Hoffnung auf ihren jüdischen Messias.

Mutter und Tochter werden brutal auseinandergerissen. Getrennt gehen sie durch die «Hölle» der KZs. Die Kraft des Glaubens wird in diesem jungen Mädchen sichtbar. Anitas Liebe und Mitgefühl bewegen alle, die ihr begegnen. Sie segnet ihre Verfolger und Peiniger.

Engel im KZ — die ergreifende Geschichte eines jüdischen Mädchens, dessen Leben inmitten einer grausamen Umgebung zu einem mächtigen Zeugnis vom Reichtum und Frieden in Jesus Christus wird.

Jan Markell

Engel im KZ

HOLOCAUST der ergreifende
Bericht eines
jüdischen Mädchens

Schwengeler-Verlag

Anita Dittman lebt seit 1946 in Minnesota, Amerika, und arbeitet dort als Lehrerin. Sie ist verheiratet und heisst nun Anita Nelson. Lange Jahre bewegte sie den Gedanken, über die zwölfteinhalfjährige Leidenszeit unter dem Naziregim zu berichten und von der wunderbaren Führung Gottes in ihrem Leben zu erzählen.

Erst kürzlich wurde Anita Nelson mit der talentierten Autorin Jan Marcell bekannt, die mit grosser Anteilnahme und viel Einfühlungsvermögen die Geschichte Anitas niederschrieb.

Originaltitel: «Angels in the Camp» Copyright 1979 by
Tyndale House Publishers, Wheaton, Illinois

ISBN 3 85666 202 2

TELOS-Paperback Nr. 2058

Copyright 1979 der deutschen Ausgabe by Schwengeler-Verlag, CH-9442
Berneck Übersetzung, Umschlag, Satzherstellung: Schwengeler-Verlag, CH-
9442 Berneck Druck: Stämpfli & Cie AG, Bern
Printed in Switzerland

Inhalt

März 1933	7
Mai 1934	14
Anfang Winter 1935.....	17
Frühling 1937	20
März 1938	24
Herbst 1938	26
November 1938.....	29
Dezember 1938	31
März 1939	35
31. August 1939	38
Herbst 1939	39
März 1940	41
April 1940	43
Herbst 1940	49
Februar 1941	52
Frühling 1941	56
Sommer 1941	58
Herbst 1941	63
Frühling 1942	68
Herbst 1942	70
Februar 1943	74
Sommer 1943	80
Weihnachten 1943.....	83
Januar 1944	85
Februar 1944	96
Frühling 1944	99
August 1944	101
Oktober 1944.....	118

November 1944.....	122
Dezember 1944	127
Januar 1945	130
23. Januar 1945	134
März 1945	158
April 1945	160
1. Mai 1945	164
Nachwort.....	174
Zeittafel.....	179

März 1933

«Die sechsjährige Anita Dittman tanzte wunderbar. Ihr Können und ihre Anmut übersteigen ihre Jahre bei weitem. Trotzdem wollen wir Deutschen nicht länger von einer Jüdin unterhalten werden.»

Mutter las mir den Bericht aus der Morgenzeitung vor, die sie auf der Strasse gefunden hatte. Obwohl sie mit gedämpfter Stimme sprach, hallten ihre Worte im Haus wider. Ich hörte fassungslos zu und fing an zu weinen. Ströme von Tränen flossen. Tränen eines Kindes, das die Bedeutung des jahrhundertalten Wortes «Antisemitismus» nicht verstand. Ich wusste nur, dass mein Traum, der Welt beste Ballerina zu werden, gerade zerstört worden war. Es war gleichgültig, ob wir verstanden, warum man uns verfolgte. Juden, Kommunisten und andere Nazigegner durften diese Frage nicht stellen. Bald würden wir nur noch eine Freiheit haben: Zu sterben.

Damals besuchte ich in Breslau die erste Klasse. Man schrieb das Jahr 1933. Der nazistische Feuersturm war erst ein kleiner Funke. Bald sollte dieser Funken sich in ein riesiges Flammenmeer verwandeln, das Millionen Menschen mit seinem Hass, seinen Lügen und haltlosen Vorurteilen verschlingen würde. Ich konnte nicht mehr von der Schule nach Hause gehen, ohne mit Steinen beworfen oder verprügelt zu werden. Voll von arischem Stolz und nazistischer Propaganda rotteten sich kleine Buben zusammen um «minderwertige Menschen» auszurotten. Das war erst der Anfang meines zwölf Jahre dauernden Leidens. Zwölf Jahre, in denen ich auf das Hämmern an der Tür wartete. Wartete, dass die Gestapo einen mir Nahestehenden verschleppte. Jahre, in denen ich täglich darauf gefasst war, mit Hunderten von weinenden Menschen in einen Viehwagen gepfercht und in ein Vernichtungslager verfrachtet zu werden. Oder auf ein gnädiges Ende durch eine Kugel hoffte.

Meine Mutter Hilde war das dreizehnte Kind einer orthodoxen jüdischen Familie in Deutschland. Sie waren jämmerlich arm. Mutter konn-

te auf keine jüdische Schule gehen. An staatlichen Schulen wurde Religionsunterricht erteilt. So bekam Mutter zusammen mit anderen Kindern armer Juden die Botschaft von Jesus von Nazareth zu hören. Der Name Jesus war den meisten Juden ein Greuel. Im Zeichen des Kreuzes waren schon Millionen Juden im Laufe der Geschichte getötet worden. Aber als Mutter in ihren Büchern über Jesus las, erwachte etwas in ihr. Während sie mehr über Sein Leben erfuhr, spürte sie, wie es ihr Herz bewegte. Der mosaische Glaube hatte eine geistliche Leere in ihr hinterlassen, die der Mann aus Galiläa füllen wollte. Sie wagte ihr Interesse nicht laut zu äussern, aber in ihrem Herzen sprach es leise: «Vielleicht ist Jesus der Gott, nach dem ich suche?»

Mit 19 Jahren verfiel sie jedoch, wie so viele jungen Leute, den Lockungen einer Sekte. Sie schloss sich einer Gruppe Theosophen mit ihrer Reinkarnationslehre an. Christus wurde Buddha und Mohammed gleichgestellt. Sie konnte viele Götter gleichzeitig anbeten. Mutter sagte dem Judaismus ab und rannte vor Jesus davon.

Mein Vater war Arier und überzeugter Atheist. Als aktiver Sozialdemokrat ein Erzfeind Hitlers. Er gab die «Volkswacht» heraus, eine Zeitung, die gegen die Nazis Stellung bezog. Wir waren finanziell ziemlich gut gestellt und mieteten uns ein Haus in der Stadt. Nur die Superreichen konnten sich eine eigene Villa leisten.

Dann wurde Vater von den Nazis gezwungen, die Zeitung aufzugeben und alle Angestellten zu entlassen. Er musste überzeugte Nazis anstellen und ausbilden. Später ging die Zeitung wieder in Druck und verbreitete nazistische Propaganda in Breslau, das die Hauptbastion der Hakenkreuzanhänger war.

Gleichzeitig setzte man Vater unter Druck, Mutter, meine Schwester und mich zu verlassen. Alle Beziehungen zwischen Deutschen und Juden wurden unterbunden, viele Mischehen aufgelöst oder annulliert. Es war ein Greuel, die deutsche Rasse durch die Heirat eines Juden zu schänden.

Vaters ganze Zuneigung gehörte meiner Schwester Hella. Selten versuchte er, seine lauwarmen Gefühle meiner Mutter und mir gegenüber zu verbergen. Oft wurde ich daran erinnert, wie es ihn enttäuscht hatte, dass ich kein Sohn geworden war. Zutiefst verletzt zog ich mich innerlich von ihm zurück. Als er die Familie verliess, weinte ich ihm keine Träne nach. Vielleicht war es die Sehnsucht nach einem liebevollen Vater, die mich so früh zu meinem himmlischen Vater trieb.

Vater verliess uns 1933, um vor den Nazis zu fliehen, die Jagd auf alle Sozialdemokraten machten. Wir wurden von der Wohlfahrt abhängig und mussten in eine winzige Einzimmerwohnung unweit unseres Hauses ziehen. Dennoch waren wir dankbar. Wir lebten zwar auf sehr engem Raum, aber unsere Wohnung war sauber und lag in einem anständigen Stadtteil Breslaus. Dennoch nahmen die Schwierigkeiten ständig zu. Wir konnten uns nur die Miete und einen geringen Betrag fürs Essen leisten. Pro Mahlzeit blieben uns etwa 20 Pfennig. Ich musste meine heissgeliebten Ballettstunden aufgeben. Nur wenn ich tanzen konnte, vergass ich die schreckliche Gegenwart. All meine Sorgen und Ängste tanzte ich dabei weg. Im Tanz schwebte ich in einer Traumwelt, in der es alles gab, was sich eine Sechsjährige wünschen konnte. Ich fühlte mich frei und war glücklich.

Über uns wohnte eine katholische Familie, die mich an einem Sonntag zur Kirche einlud. Mutter liess mich gehen, denn sie erkannte in mir denselben geistlichen Hunger, den sie als Kind empfand. Auch ich hörte im Religionsunterricht von Jesus. Der Gotteshasser Hitler hatte ihn ironischerweise nicht verboten. Als ich an diesem Morgen in der Kathedrale dem Gottesdienst folgte, begann Gottes Geist in meinem Leben zu wirken. Mit Schaudern betrachtete ich die überwältigenden Glasfenster, die das Leben Jesu dar stellten. Ich sah Seine Geburt, Sein Leben, Seinen Tod und Seine Auferstehung. Jesus musste mehr sein als ein Zimmermann, der sich als König verkleidete. Bei den vielen Religionen, die mir als Sechsjährige angeboten wurden, ist es unglaublich, dass ich Jesus als Gott erkennen konnte. Ich glaubte nicht an die Rituale des Judentums oder Katholizismus. Auch nicht an Vaters glühenden Atheismus, noch an Mutters wankelmütige Theosophie. Der Geist Gottes rührte ein kleines Mädchen an.

Mutter hatte sich durch das intellektuelle Jahrmarktsgeschrei der Welt vom Gott des Alten und Neuen Testaments weglocken lassen. Sie erkannte ihr Versagen und liess mich frei «meinen» Gott wählen.

Vielleicht war Jesus für mich nur ein Vatersersatz oder der Wunschtraum eines Kindes, das in einer Welt voll Hass und Angst nach Sicherheit und Liebe suchte. Ich weiss es nicht. Alles, was damals zählte, war, dass ich mich bei Ihm wohl fühlte. Er verstand mich und ich war sicher, dass Er mir zuhörte. Er war noch bevor Er mein Herr und Retter wurde, mein bester Freund.

Weil der verwirrte und senile Präsident Hindenburg nichts unternahm, kam Adolf Hitler an die Macht. In den frühen Dreissigerjahren befand sich Deutschland am Tiefpunkt einer wirtschaftlichen Depression, die im Oktober 1929 in der Wall Street begonnen hatte. Unverzüglich hatte Deutschland die Auswirkungen des Börsenkrachs zu spüren bekommen. Bis 1933 war fast ein Drittel der Bevölkerung arbeitslos.

Bei der Wahl im Jahre 1933 machten die Nazis am meisten von sich reden. Sie liessen sich heftig gegen die Kommunisten aus und wurden von reichen deutschen Industriellen unterstützt. Es folgte ein riesiger Erdrutsch zu ihren Gunsten. Statt zwölf hatten sie nun 107 Sitze im Reichstag.

1932 nahm der Einfluss der Nazis unter Hitlers Führung weiter zu. Hitler und sein Stab besuchten jedes Dorf und jede Stadt, um Stimmen zu gewinnen. Seine «Bewegung der Arbeitslosen» erhielt so viele Stimmen, dass die Nazis ihre Sitze im Parlament mehr als verdoppelten. Man bot Hitler friedlich und legal die Vizekanzlerschaft an. Er lehnte ab, strebte er doch den Posten des Kanzlers an, der ihm beinahe gleich viel Macht einräumen würde, wie sie Hindenburg besass. Im Laufe des Jahres 1932 bot man ihm den Kanzlerposten an, lehnte aber die Forderung einer Präsidialregierung unter Hitler ab. Er wies das zurück und protestierte gegen diese Bedingungen.

Dann kam es in Deutschland zu Aufruhr und politischen Unruhen. Öffentlich bekämpften die Nazis in ihren braunen Hemden alle Opponenten – besonders die Linkspartei. Schliesslich wurde Hitler im Januar 1933 Kanzler einer Koalitionsregierung. Der 85-jährige, fast blinde Hindenburg blieb Präsident. Am 30. Januar wurde ein imposanter Fackelzug veranstaltet. Eine neue Ära hatte begonnen – das Dritte Reich. Die deutsche Demokratie war tot. Verständlicherweise hatten die Deutschen angesichts der beinahe sechs Millionen Arbeitslosen sowieso nur eine laue Zuneigung zur Demokratie.

Der Nationalsozialismus zog besonders wegen seines grossen Idealismus viele Menschen an. Die Vorstellung, in einem starken, mächtigen Land zu wohnen, sprach alle an, vor allem die Jugend. Man war überaus empfänglich für Propaganda, die ein Ende der Depression, Inflation und anderer ungeheurer Schwierigkeiten versprach. Der Nazismus propagierte den Wohlfahrtsstaat.

Hitler wurde von seinen Gegnern völlig unterschätzt. Die Kommunisten und Sozialdemokraten waren sicher, dass sich seine Unfähigkeit bald

zeigen würde. Die Naziherrschaft würde ohne grosse Auswirkungen vergehen. Kaum jemand erwartete, dass das Dritte Reich sein Hakenkreuz jedem Land Europas einbrennen würde.

Am Anfang des Jahres 1933 kam es zu grossangelegten Bücherverbrennungen, die endgültig alle Schriften mit gegnerischen Ideologien und Philosophien zerstören sollten. Bald gab es keine Freiheit und auch keine Freude mehr. Nur für etwas durfte man sich begeistern: für Hitler. Misstrauen regierte. Später vernahm man, Hitler habe sogar seinen engsten Mitarbeitern misstraut. Durch die Fäuste und Waffen seiner nazistischen Sturmtruppen hatte er die Macht errungen. Hitler war nun das Gesetz.

Im Laufe des Jahres verbot man alle anderen politischen Parteien. Die neugegründete Geheimpolizei, die Gestapo, hatte völlig freie Hand. Skrupellose Härte sollte in den nächsten zwölf Jahren ihr Charakteristikum sein.

Jeder Lebensbereich sollte im Nazideutschland leiden: Religion, Schule, Industrie, Handel und Gewerbe und vor allem die Menschenrechte.

Hitler schwor, die Kanzlerschaft zu Lebzeiten nicht wieder abzutreten. Um dies zu gewährleisten, nahm er sofort 40'000 Mann in die SS auf. Die «Schutz-Staffel» setzte sich aus besonderen Sadisten zusammen und war sich selbst Gesetz. Sie glich einem Sammelpunkt des Abschaumes der Gesellschaft. Sträflinge, arbeitslose, ziellose und pervertierte Menschen, sahen in der SS die Möglichkeit, ohne Arbeit zu Reichtum zu kommen. Über Nacht stiegen sie von Kneipengängern zu mächtigen Männern auf. Diese Macht verwirrte ihnen den Verstand. Hitler und seine SS wollten ein Gesetz, um ohne das Gesetz herrschen zu können. Sie bekamen es!

Jeder Gestapomann war gleichzeitig Mitglied der SS. Die Gestapo hatte ähnliche Aufgaben zu erfüllen wie die SS. Ihre Vertreter waren genauso korrupt und machtgerig. Sie griffen schnell zur Gewalt, besetzten Regierungsgebäude, hissten überall die Hakenkreuzfahne und nahmen jeden fest, der sich gegen Hitler wandte. Präsident Hindenburg war mit allem einverstanden. Nur gegen die Judenverfolgungen stemmte er sich. 1933 unterzeichnete er sogar ein Dekret, das alle Nazis aus den Gefängnissen befreite.

Jeder Nazigegner und jeder Verdächtige wurde ausgelöscht oder aus dem Land vertrieben. Wer Glück hatte, kam in die Freiheit. Das gelang jedoch nur wenigen. Alles Jüdische war bösartigen Angriffen besonders ausgesetzt. Dies begann im Jahre 1933 und gipfelte im versuchten Völkermord. 1933 liess Hitler sogar das Reichstagsgebäude niederbrennen, weil es ihn an eine Synagoge erinnerte. Im Frühling wurde ein Boykott aller jüdischen Geschäfte angeordnet. Man zwang die Juden, um ihr Leben zu retten, grosse Summen als Schadenersatz aufzubringen.

Im gleichen Jahr wurde die Weltsprache der Verzweiflung um ein neues Wort reicher: Konzentrationslager. Zuerst waren sie ungefügg primitiv und schlecht verwaltet. Mit der Zeit wurden sie jedoch mit diabolischer Raffinesse geleitete Betriebe, die Millionen von Juden, Christen, politischen Gegnern und auch Kranken, Verrückten und alten Deutschen umfassten. Diese Gruppen bedrohten nach Hitlers Meinung die Reinheit der arischen Rasse. Diese Lager sollten Mutters und mein neues «Zuhause» werden. Nur weil wir uns an Jesus festklammerten, konnten wir unsere Reise in diese «Hölle» ertragen.

«Nach der Schule kriegen wir dich, du Judenbalg», ertönte es drohend hinter mir. Ich tat, als habe ich nichts gehört und konzentrierte mich auf die Lehrerin, obwohl auch sie mich kurz zuvor gedemütigt hatte. Auch mein fast blondes Haar konnte nicht verbergen, dass ich eine Jüdin war. Mutter, Hella und ich hatten uns als Juden eintragen müssen. Alle Nichtarier waren sofort allen Schulen und Behörden gemeldet worden. Sie wurden in der Folge genau beobachtet und waren unterschiedlichen Verfolgungen ausgesetzt. Ein anderer Grund war, dass Hella und ich als einzige in der Schule nicht in der Hitlerjugend waren. Die HJ war ein Haufen uniformierter kleiner Roboter, die prahlerisch ihre düstere Uniform mit dem Hakenkreuz trugen. Überall wo sie hingingen schrien sie: «Heil Hitler». Vielen machte es grossen Spass, einem jüdischen Kind das Leben schwer zu machen. Aus irgendeinem Grund hackten sie viel mehr auf mir herum als auf Hella. Vielleicht weil ich so klein und hilflos war. Mutter hatte uns jedoch strikt verboten, je zurückzuschlagen. Die Gestapo hätte Vergeltungsmassnahmen ergreifen und uns ins Gefängnis werfen können.

Mir als Kind fiel es schwer, Hitlers Absichten zu begreifen, dieses Demagogen, dessen Bild überall hing – in unseren Klassenzimmern, an Plätzen, Wänden und Gebäuden. Später verschandelte es sogar Altäre.

Jeden Morgen betete meine Lehrerin, Frl. Kinzel, zum Hitlerbild gewandt. Ich höre heute noch ihre Worte: «Lieber Gott, beschütze unseren geliebten Führer. Mach ihn stark. Lehre uns alle, ihn zu lieben. Möge er viele Jahre glorreich herrschen.» Alle mussten wir die Hände falten und den Kopf senken. Dann hiess es, den Arm zum «Heil Hitler» erheben und voller Begeisterung die Nationalhymne zu singen. Jeder, der dieses nazistische Ritual nicht vollführte, wurde verprügelt oder der Gestapo übergeben. Immer wenn ich Fräulein Kinzel traf, erhob ich die Hand zum Gruss und murmelte etwas. Ich habe es jedoch nie über mich gebracht, mit «Heil Hitler» zu grüssen.

Mai 1934

Zu meinem siebten Geburtstag kam eine Karte von meinem Vater. Schon mehr als ein Jahr lang hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Er schrieb, er sei wegen seiner Mitgliedschaft bei der Sozialdemokratischen Partei im Gefängnis gewesen. Von dort sei er nach Prag geflohen, aber wieder gefangen genommen worden. Nun beschuldigte er Mutter, sie habe seinen Aufenthaltsort verraten. Wir hatten jedoch nicht die geringste Ahnung gehabt, wohin er verschwunden war. Vater war jetzt wieder frei, doch die Nazis hatten ihm befohlen, sich von Mutter scheiden zu lassen, weil sie eine Jüdin war.

«Mutter, Vater will Hella und mich morgen bei seiner Mutter im Süden von Breslau treffen.» In meiner Stimme schwang vorsichtige Erregung. Trotzdem war ich wegen einiger seiner Anschuldigungen böse.

«Du kannst ihm nicht trauen, Anita», versetzte Mutter. «Die Nazis haben ihn vielleicht der gleichen Gehirnwäsche unterzogen wie jeden anderen. Aber wenn du möchtest, könnt ihr gehen. Doch passt auf jedes Wort auf. Er kann jetzt euer Feind sein. Jeden Tag werden Juden wegen falscher Beschuldigungen abgeholt. Sagt eurem Vater, dass ihr trotz allem nicht gegen die Nazis seid. Versteht ihr?»

Es fiel mir schwer, Vater gegenüber Zuneigung zu empfinden. Er hatte uns verlassen und sich nicht um unser Wohlergehen gekümmert. Wir bekamen von ihm keinen Pfennig. Tatsächlich wusste er, dass kein deutsches Gericht ihn zu Unterhaltszahlungen verpflichten würde, weil Mutter Jüdin war. Das Gesetz war auf seiner Seite, und er nutzte das voll aus. Trotzdem fuhren Hella und ich von da an zweimal monatlich mit der Strassenbahn zu ihm ans andere Ende Breslaus.

Ab und zu steckte er jeder von uns einen kleinen Geldbetrag zu. Er behauptete die Nazis zu hassen und sagte, dass seine politische Überzeugung immer noch den verbotenen Sozialdemokraten gehöre. Er bestritt

die ganze Unterhaltung – die fast monoton wurde. Dutzende Male erzählte er uns Geschichten über den ersten Weltkrieg. Dabei ruhten seine strahlend blauen arischen Augen auf Hella. Durch mich schauten sie hindurch, als ob ich nicht anwesend wäre. Um meinen Schmerz zu mindern, baute ich mir eine eigene Welt auf und zeichnete während unserer Besuche. Diese Besuche liessen die Sommerferien ein bisschen schneller vergehen. Vielleicht war es der Hunger nach Vaterliebe, der mich dazu anstachelte, die einstündige Fahrt und den anschliessenden Weg von zwei Kilometern auf mich zu nehmen. Oder vielleicht war es für mich auch nur eine zeitweilige Ablenkung von den unerfreulichen Ereignissen im Nazideutschland von 1934. Eine Ablenkung von den Beschimpfungen deutscher Kinder und den Steinen, die sie mir nachwarfen.

Besonders kostbar war mir die Zeit, die ich mit meiner Mutter verbrachte. Später würde man sie zwingen, schwere manuelle Arbeit zu leisten und während langer, heisser Stunden Mist zu schleppen. Aber das Dritte Reich war noch jung und Deutschlands diabolischer Führer dachte sich erst Schlimmeres aus. Es gab zwar Verfolgungen, aber sie waren noch erträglich.

Unser kleines Radio war unser kostbarster Besitz. Es gewährte uns einen Vorsprung vor der Gestapo und liess uns Hitlers bizarre Handlungen ahnen.

An einem schwülen Augustmorgen des Jahres 1934 weckte uns Mutter ungewöhnlich früh auf. «Anita! Hella!» rief sie voller Angst. «Präsident Hindenburg ist tot. Das ist eine sehr schlechte Nachricht. Er war gegen die Judenverfolgungen!» Schlaftrunken setzten wir uns im Bett auf und starrten Mutter an. Obwohl Hella erst elf und ich erst sieben Jahre alt war, sprach Mutter mit uns wie zu Erwachsenen. Sie nahm an, dass wir das verflochtene System der nazistischen Herrschaft verstanden. Gott gab uns wahrscheinlich ein Wissen, das über unsere Jahre hinaus ging. «Ihr müsst euch sehr in Acht nehmen», fuhr Mutter fort. «Haltet euch abseits und sagt nie ein Wort gegen die Nazis. Traut niemandem. Hört ihr?» Wir nickten.

Mutter ging unruhig in unserer kleinen Einzimmerwohnung hin und her. «Hitler redet nur noch von der reinen deutschen Rasse. Er ist besessen davon. Er brüllt dabei, sein Gesicht verzerrt sich vor Wut und Aufregung. Überall jauchzt ihm die Menge zu. Er aber blickt nur voller Ver-

achtung auf sie. Nach dem Gesetz hätte es eine Präsidentschaftswahl geben sollen. Hitler war jedoch dagegen und schaffte das Amt und den Titel eines Präsidenten einfach ab. Sich selbst ernannte er zum 'Führer'. Er erhob sich auch zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte.»

Dennoch lud man das deutsche Volk ein, Hitlers Handlungen nachträglich gutzuheissen. Beinahe 88% der Bevölkerung äusserten sich zustimmend. Hitler bekam die ganze Macht im Staate in die Hand.

Anfang Winter 1935

Am 15.9.1935 wurden die Nürnberger Gesetze erlassen. Kein Jude konnte mehr Reichsbürger oder Gemeindebürger sein. Nach dem Blutschutzgesetz war die Eheschliessung von Juden mit Angehörigen «deutschen oder artverwandten Blutes» verboten. Wieder hämmerte man den Ariern ein, sie müssten ihr Blut rein halten. Ehen zwischen Juden und Deutschen wurden teilweise annulliert. Juden durften die deutsche Fahne nicht hissen.

In diesem Winter sagten uns die meisten unserer nicht-jüdischen Freunde, sie könnten nicht mehr länger mit uns verkehren. Einige besuchten uns noch tapfer spät in der Nacht. Einmal hörte ich, wie eine gute Freundin meiner Mutter sagte: «Hilde, du weisst, wir lieben euch immer noch. Du musst das verstehen. Wir sind gegen die Nazis, aber unser Leben ist in Gefahr, wenn wir freundlich zu den Juden sind. Du musst Anita beibringen, dass unser kleiner Gunther nicht mehr länger mit ihr spielen kann. Ich weiss, wie enttäuscht sie sein wird.»

Auch Mutter wusste das. Sogar die nächtlichen Besuche von Freunden, die Körbe mit Lebensmitteln brachten und so unsere jämmerlichen Zuteilungen etwas wettmachten, konnten mich über den Verlust meiner Freundschaft mit Gunther nicht hinwegtrösten.

Ich hatte immer noch die gleiche Lehrerin. Fräulein Kinzel machte mir die Schule weiterhin zur Hölle. Sie hasste mich ganz offensichtlich, weil ich kein Mitglied der HJ war. Liebend gerne schlug sie mich mit dem Lineal auf Kopf und Hände. Die Prügelstrafe war in den Schulen erlaubt. Bei Ungehorsam oder schlechten Leistungen gab es Hiebe. Fräulein Kinzel schöpfte bei mir dieses Recht voll aus und übertrieb mein Versagen ständig. Dreimal wöchentlich gingen wir zum Religionsunterricht in ein anderes Zimmer. Hier konnte ich mehr von Jesus erfahren.

Diese Stunden waren wie eine linde Frühlingsbrise im heulenden Sturm der Enttäuschungen. Mehr und mehr beschäftigte ich mich in Gedanken mit Jesus. Ich erfuhr, dass Sein Leben voller Güte und Sein Tod nicht

endgültig war. Er lehrte, dass wir im Sterben wirklich leben und durch Verlieren gewinnen. Jahre später hörte ich, wie Er der «Himmelshund» genannt wurde. Schrecklich, und doch, es schien, als ginge Er mir voller Liebe und Fürsorge nach. Nicht aus Selbstsucht, sondern weil Er mir etwas schenken wollte.

Schliesslich zwang man Mutter, sich ihre ärmliche Wohlfahrtsunterstützung durch Schwerarbeit zu verdienen. Sie musste den ganzen Tag lang harte körperliche Arbeit leisten. Hella und ich blieben bis zum Abend allein. In einem nahen katholischen Kinderhort, in dem man Juden noch mit etwas Freundlichkeit zu begegnen wagte, bekamen wir eine warme Mahlzeit. Mir blieb jeder Bissen im Hals stecken, denn ich sehnte mich nach Mutters Gesellschaft. Hella begann sich in eine Welt aus Büchern und Philosophien zurückzuziehen. Wenn Mutter sich nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause geschleppt hatte, flickte sie den ganzen Abend über unsere abgetragenen, ererbten Kleider. Wir sprachen dann oft zusammen von Gott, während Hella sich in ein Buch vergrub. «Zu welchem Gott betest du, Mutter?» fragte ich voller Begeisterung.

«Ach, einfach zu irgendeinem. Zu dem, der gerade zuhört. Ich weiss nicht wessen Gott das ist – der Gott der Juden oder der Gott der Heiden. Ich weiss nicht, ob es Jesus, Buddha oder Mohammed ist. Wenn du willst und du dich dann besser fühlst, dann bete du nur zu Jesus.»

«Mama, Jesus bedeutet mir wirklich etwas. Ich weiss ganz einfach, dass Er mich hört. Hast du je zu Jesus gebetet, Mama?»

«Ich glaube vor langer Zeit einmal. Ich weiss aber nicht recht. Immerhin sind viele Juden von Menschen getötet worden, die Seinen Namen auf sich beziehen.»

Trotz unserer Armut waren Geburtstage und Weihnachten immer etwas Besonderes. Mutter hatte stets ein Geschenk für Hella und mich, auch wenn es nur ein oder zwei Pfennig wert war.

Am Weihnachtsabend dieses Jahres lauschte ich aufmerksam den Liedern, die von der nahen Kirche zu uns her über klangen. Aus irgendeinem Grund hatte die Geburt Jesu eine besondere Bedeutung für mich. Es war so wunderbar, einen Freund wie Jesus zu haben. Wir hatten uns nie getroffen, aber Er war da.

«Die Weihnachtslieder aus der Kirche erzählen die Geschichte von Jesus, Mutter!» rief ich voller Freude aus. «Ich kenne den Text dieses Liedes. Wir haben ihn im katholischen Kinderhort gelernt.

Soll ich das Lied vorsingen?»

Mutter lächelte.

Voller Freude sang ich das Lied mit der frohen Weihnachtsbotschaft.

Es war ein kurzes Zwischenspiel im absurden Lebensschauspiel des Dritten Reiches.

Das Leben ging weiter. Einige Wochen lang kroch es qualvoll dahin. Ich war von meinen Freunden getrennt und Mutter kam erst am Abend wieder. Die Schule war – abgesehen von den Religionsstunden – kaum zu ertragen.

Frühling 1937

Erfrischender Frühlingsduft lag in der Luft. Im farbenfrischen Kleid erwachte der Wald vor Breslau zu neuem Leben. Ich ging die zwei Kilometer zur lutheranischen Pfarrschule Bethanien. Als Zehnjährige besuchte ich nun die fünfte Klasse. Um aufgenommen zu werden, musste ich eine strenge Aufnahmeprüfung absolvieren. Wenn ich sie bestand, mussten wir für mich kein zusätzliches Schulgeld aufbringen, da Hella bereits Schülerin dieser Schule war. Vater hatte sich bereiterklärt, die Kosten für Hellas Ausbildung zu übernehmen. Für mich hätte er das nie getan. Ihm wäre es recht gewesen, wenn ich nur vier Schulklassen besucht hätte. Ich bat Jesus bei der Prüfung um Seine Hilfe, die Er mir gewährte.

Wir wurden von liebevollen lutherischen Diakonissen unterrichtet. Sie liebten uns alle. Weil diese Liebe an Stelle von Hass und Drohungen getreten war, entpuppte ich mich zur Überraschung aller, Mutter und Hella eingeschlossen, zu einer ausgezeichneten Schülerin.

Hier hörte man keine Nationalhymne und kein «Heil Hitler». Bei der Morgenandacht wurde der Führer nicht einmal erwähnt. Man sah keine finsternen Bilder von ihm, noch gehörte eines der Kinder der HJ an. Hier genoss ich das Leben einer Oase inmitten einer Wüste von Antisemitismus. Hier fand ich mein zerfetztes Selbstbewusstsein wieder und hungerte danach, Jesu Anweisungen und Lehren weiter zu erforschen.

Als ich in diesem Frühling von St. Barbara, einer lutheranischen Kirche in Breslau hörte, wurde ich ganz aufgeregt. Der Pastor, Ernst Hornig und die Vikarin, Käthe Staritz, bemühten sich besonders um jüdische Gläubige. Sie versuchten den Juden Jesus Christus lieb zu machen und halfen ihnen zur Flucht aus Deutschland. Eine konvertierte jüdische Familie in unserem Haus erzählte uns von dieser Kirche. Sogar Mutter wollte dorthin gehen, weil es eine schwache Hoffnung auf Freiheit bot.

Die Kirche befand sich in einem armen Viertel der Stadt. Wir mussten eine weite Strecke mit der Strassenbahn zurücklegen. Aber die Hoffnung auf Freiheit liess uns alles in Kauf nehmen. An einem Sonntag im Frühling 1937 machten sich Mutter, Hella und ich auf den Weg zur Kirche. Jetzt durfte ich während der Woche und auch am Sonntag von Jesus hören. Ich konnte Gottes Güte kaum fassen.

Pastor Hornig begann, mir meinen Vater zu ersetzen. Er war ein ergrauter Mann in den Vierzigern, der sechs Kinder von seinem mageren Einkommen erhalten musste. Wenn er über die Juden sprach, traten ihm Tränen des Mitleids in die Augen. Er sah offensichtlich voraus, was die Zukunft bringen sollte.

Mutter und Hella waren nun bereit, jeden Sonntag zum Gottesdienst zu gehen, um mehr von Jesus zu hören. Die Kirche war für Mutter vielleicht nur ein Weg aus Deutschland heraus. Trotzdem hörte sie dort von Christus.

Wenn ich Pastor Hornig traf, sah er mich mit seinen sanften grauen Augen stets liebevoll an. Dennoch stand auch Furcht in diesen Augen. Er ahnte wohl, wohin sein Vaterland gesteuert wurde, sprach aber mit Mitgefühl von Hitler und seinen entfesselten SS- und Gestapohorden und drängte uns, darum zu beten, dass Gottes Geist sie berühre.

Bald tauchten Gestapomänner in Zivil in den Gottesdiensten auf. Pastor Hornig erkannte sie sofort. Man sprach davon, dass einer der führenden deutschen Evangelikalen den christlichen Glauben mit den nazistischen Ideen in Einklang bringen wollte. Auch der Antisemitismus sollte unterstützt werden. Das Alte Testament wollte man als jüdisch aus den christlichen Glaubenslehren verbannen. Pastor Hornig sagte, diese neue nazistische Kirche werden den Namen «Deutsche Evangelische Kirche» tragen (DEK). Einige Pastoren verschrieben sich völlig der DEK. Die meisten jedoch weigerten sich. Sie schlossen sich zur «Bekennenden Kirche» zusammen. Diese Leute anerkannten weiterhin die ganze Bibel als Gottes Wort. Auch das Evangelium Jesu und die wesentliche Rolle der Juden in Gottes ewigem Heilsplan wurden betont. Man weigerte sich, Hitlers Bild auf den Altären anzubringen.

Mein Leben bekam neue Dimensionen. Ich wurde von meinen Lehrern, Schulkameraden, Pastor Hornig und Vikarin Staritz geliebt und akzeptiert. Hier erhielt ich geistliche Nahrung und schöpfte neue Hoffnung. Pastor Hornig würde schliesslich, davon waren wir überzeugt, doch

noch einen Fluchtweg für uns aus dem zukünftigen Alptraum Nazi-deutschlands finden.

«Vergiss nie, Jesus auch nur um das Geringste zu bitten, Anita», ermahnte mich Pastor Hornig eines Morgens nach der Kirche. «Er ist nie zu beschäftigt und kümmert sich um alle unsere Nöte, nicht nur um die grossen.»

Die Mittagssonne schien an diesem Tag besonders strahlend und ich zwinkerte mit den Augen, als ich zu Pastor Hornig auf sah.

«Ich rede schon seit ich sechs bin mit Jesus, Herr Pastor.» Mutter und Hella waren schon vorausgegangen. Ich war zurückgeblieben, denn ich konnte mich von der Wärme und Freundlichkeit dieses Mannes nicht losreissen.

«Jesus ist mein bester Freund.»

«Aber ist er auch dein Retter, Anita?» Er beugte sich ein wenig herab und sah mir forschend in die Augen. «Hast du Ihn wirklich schon in dein Herz gelassen und Ihn gebeten, dein Herr zu werden? Ist Er schon dein Erlöser?»

«Ich weiss nicht», duckte ich. Aber dann meinte ich voller Begeisterung: «Sonst möchte ich es!»

«Dann bitte Ihn darum, Anita. Es ist ganz einfach. Bitte Jesus heute darum, dein Erlöser zu werden. Morgen kann es zu spät sein. Er hat allen, die Ihn aufnehmen, ewiges Leben versprochen. Er wird dich nie verlassen oder im Stich lassen. Er wird dich immer trösten und schützen, ganz egal, wie schlecht die Lage noch wird. Wenn auch hier in Deutschland einmal alles düster und dunkel wird und du dich völlig allein fühlst, erinnere dich daran, Anita! Wenn du Jesus im Herzen hast, dann wird Er dich überall durchbringen.»

Mutter winkte mir, damit wir die Strassenbahn nicht versäumten. Ich verabschiedete mich von dem Mann, den ich so liebgewonnen hatte, rannte die Strasse hinunter und sah mich dabei öfters um. Pastor Hornig winkte und lächelte mir zu. Ich war sicher, dass dieses besondere Lächeln für mich allein reserviert war. Dies war der glücklichste Tag meines jungen Lebens, denn auf dem Heimweg bat ich Jesus, in mein Leben zu kommen. Ich weiss, Er tat es. Er war mir jetzt näher als je zuvor und ich war sicher, Er würde immer bei mir sein.

Am folgenden Tag sagte ein Nachrichtensprecher, Hitler wolle alle Bekennerschulen schliessen, da sie kein nazistisches Ideengut lehrten und Juden aufnahmen. Das Datum dieser Schliessungen wurde nicht verlautbart. Wieder wurden alle Deutschen ernstlich davor gewarnt, Ju-

den in irgendeiner Form zu helfen. Christen, die Juden halfen, hatten besonders schwere Strafen, auch KZ-Aufenthalte, zu gewärtigen. Mir war klar, dass meine wunderschöne Zeit in der evangelischen Schule schnell enden würde.

März 1938

An einem grauen Märzorgen des Jahres 1938 riss mich das durchdringende Geräusch des Radios aus tiefem Schlaf. In glühenden Worten pries der Sprecher den Führer und verkündete den Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich. Hitler hatte immer schon sein Heimatland ins Reich heimbringen wollen. Jetzt hatten 200'000 deutsche Soldaten die österreichische Grenze überschritten und das Land besetzt. Es gab nun 7 Millionen Deutsche mehr, aus denen die Armee des Reiches Soldaten rekrutieren konnten. «Deutschland wird bald im Krieg sein», prophezeite Mutter. Ich lag noch im Bett. Es war sehr kalt, und am liebsten wäre ich überhaupt nicht aufgestanden. Unser kleiner Kohleofen heizte nur schlecht. Wir konnten uns nur sehr wenige Kohlen leisten.

Meine Schule hatte man noch nicht geschlossen, aber dies war nur noch eine Frage der Zeit. Vielleicht war Hitler mit Kriegsvorbereitungen zu sehr beschäftigt, um sich um Schulen zu kümmern, in denen Juden aufgenommen und menschlich behandelt wurden. Ich kümmerte mich nicht um diese Vermutung, sondern genoss jeden Tag neu Gottes Güte. Ich liebte meine Lehrer, die Kirche und Pastor Hornig.

Mutter wurde immer stiller. Sie schien die drohende Gefahr zu spüren. Man hätte sie vielleicht abfällig eine Schwarzseherin nennen können, aber sie war eine Realistin und hatte tatsächlich fast immer recht. Jeden Tag wuchs ihre geistliche Erkenntnis. Sie liess jetzt nie Pastor Hornigs Bibelstudium aus. Obwohl sie dazu spät abends mit der Strassenbahn fahren musste, fand sie sich immer in der Mitte der Woche dort ein. Der Pastor hatte uns allen eine Bibel gegeben, und ich konnte sehen, wie Mutter sie jede Woche stolz mitnahm. Wenn es schneite, packte sie sie sorgfältig ein, damit die dünnen Seiten nicht nass wurden. Noch Stunden nachdem Hella und ich ins Bett gegangen waren, sass sie still in ihrem Schaukelstuhl und las Gottes Wort. Ich war trotz meiner schäbigen Kleider, dem ungenügenden Essen und aller Not unbeschreiblich glücklich. War dies der Friede, der, wie Pastor Hornig sagte, mit Jesus

in mein Herz eingezogen war? Wir glaubten immer noch optimistisch daran, Deutschland verlassen zu können. Pastor Hornig bemühte sich ständig nach einem Zufluchtsort für uns. Er war sicher, dass es nicht mehr lange bis dahin dauern würde. Tausende von Juden verliessen das Land, warum sollten wir es also nicht können? Bevor die Grenzen gesperrt wurden, fanden 300'000 glückliche Emigranten Freiheit und Zuflucht in einem anderen Land. Man liess sie Deutschland verlassen, weil die Nazis der Welt beweisen wollten, dass Juden keine Deutschen sein konnten. Da tauchte plötzlich ein neuer Begriff für ein eigentlich altes Problem auf: Rassenschande.

Herbst 1938

Meine Schule war bis zum Herbst 1938 immer noch nicht geschlossen worden. Ich eilte wie üblich an einem Nachmittag heim. Hella hatte die Schule schon vor mir verlassen und würde bereits eine Weile zu Hause sein.

Ich hatte einen eigenen Weg entdeckt, auf dem ich von anderen Kindern nicht gesehen und so vor Prügel verschont wurde. Ich genoss den Heimweg in der warmen Herbstsonne. Jetzt fand ich Zeit, mit Gott zu reden und Ihm für Seine vielen Gaben zu danken.

Die Stadt pulsierte von Leben. Die stolzen Deutschen träumten sicherlich davon, dass Hitler das glorreiche Deutschland, das sie einst kannten oder von dem sie gelesen hatten, wieder auferstehen lassen würde. Überall fiel mein Blick auf Hitlerbilder, Hakenkreuze und deutsche Flaggen, die im Wind flatterten. Ich zuckte jedesmal zusammen, wenn ich dieses Bild sah.

Als ich um die Ecke bog, stürzte plötzlich Hella auf mich. Ihr Gesicht war von Angst verzerrt. Zitternd am ganzen Körper war sie den Tränen nahe. Neugierige Zuschauer, meist Juden, blieben stehen, starrten sie an, gingen aber aus Angst, in etwas verwickelt zu werden, weiter. Bevor Hella den Mund aufmachte, wusste ich, dass zu Hause etwas Schreckliches passiert war.

«Sie haben Mutter abgeholt! Man hat sie von der Arbeit nach Hause geschickt, und als ich von der Schule nach Hause kam, war die Gestapo da.»

Obwohl Hella völlig ausser Atem war, drängte ich sie, schneller zu erzählen. Wir eilten die Strasse hinunter. In mir stauten sich die Fragen, aber ich hatte keine Zeit, sie zu stellen.

«Die Gestapoleute haben alles durchwühlt und nach belastendem Material gegen Mutter gesucht», fuhr Hella fort. Tränen liefen ihr übers Gesicht. «Sie haben nichts gefunden. Dann haben sie Mutter mitgeschleppt und in ein Polizeiauto verfrachtet. Hast du das Sirenegeheul gehört? Mama war in dem Wagen!»

Vorsichtig betraten wir unsere Wohnung. Alles war durchwühlt. Sie hatten keine Schublade übersehen. Unser ganzer Besitz lag im Zimmer verstreut herum.

«Die haben nicht gefunden, was sie suchten. Jetzt haben sie einfach eine falsche Anschuldigung erhoben. Sie sagten, Vater sei letzte Nacht hier gewesen und hätte mit ihr Rassenschande begangen. Kannst du das glauben, Anita? Sie haben Mutter ins Gefängnis gesteckt!»

Während ich noch nach Worten suchte, um meine 15-jährige Schwester zu beruhigen, betete ich still, Jesus möge uns Kraft geben und uns trösten. Hatte nicht Pastor Hornig gesagt, Jesus würde uns immer die nötige Kraft schenken?

«Gott wird sie sicher zurückbringen, Hella. Ich weiss, Er wird es tun. Willst du Ihm auch vertrauen?»

«Ich glaube, Gott ist einfach eine Einbildung von dir!» rief Hella wütend.

«Hella! Er ist alles, was wir haben!»

«Er ist eine Illusion. Weder Gott, noch sonst jemand wird uns je aus Deutschland wegbringen. Halt dich doch nicht selbst zum Narren, Anita. Auch wenn es einen Gott gibt, dann mag Er die Juden sicher auch nicht.» Wir waren unruhig und überlegten fieberhaft. Mutter war am Nachmittag um zwei Uhr geholt worden. Wenn man sie nur kurz verhörte, könnte sie bis zum Abendessen wieder da sein. Aber wenn sie Mutter unter der falschen Anschuldigung verurteilten, könnten Wochen und Monate vergehen, ehe wir sie wiedersahen. Ob ich es wagen sollte, von einem Nachbarn aus Pastor Hornig anzurufen? Doch was hatte dies für einen Sinn? Er würde auch nicht helfen können.

Die Minuten schlichen dahin. Als es zu dämmern anfang, verlor Hella allen Mut und vergrub ihr Gesicht schluchzend im Kissen. Ich wollte nichts Dummes sagen und setzte mich still neben sie. Das einzige Geräusch, das man hörte, war das Ticken der Uhr. Ihre Zeiger rückten qualvoll langsam vorwärts. Wir spitzten unsere Ohren, um Mutters Schritte und den Schlüssel an der Tür zu hören und vergassen alles: Das Abendessen, die Schulaufgaben, für die wir sowieso zu aufgereggt waren. Hella zog sich wieder in ihre eigene Welt zurück, in der sie so viel Zeit verbrachte. Ich suchte Zuflucht bei Jesus und bat Ihn still um Seine Hilfe. Kurz nach Mitternacht hörten wir Mutters Schritte. Sie war wieder da! Bleich vor Angst und Übermüdung stolperte sie über die Schwelle. Man

hatte sie gezwungen, während des Verhörs ohne Essen und ohne Pause zehn Stunden lang zu stehen. Jesus hatte sie wirklich aus der Höhle des Löwen gerettet.

«Ich stehe jetzt auf der schwarzen Liste», sagte sie ruhig. «Von jetzt an werden sie mich ständig beobachten. Wenn ich nur den kleinsten Fehler mache, komme ich ins Gefängnis. Sie könnten auch euch zwei beobachten.» Sie verzog ihr Gesicht voller Schmerz, während sie sich in einen Stuhl fallen liess. «Sagt Vater, er dürfe nie wieder in die Nähe unserer Wohnung kommen. Es gibt nichts Schrecklicheres, als wenn ein Jude mit einem Deutschen zusammen ist. Hört ihr?»

In Wahrheit war Vater nie auch nur in der Nähe unserer Wohnung gewesen. Die Anschuldigung entbehrte jeder Grundlage. Wir nickten trotzdem, verstanden nur zu gut. Einen Monat später, im November 1938, erschoss ein junger polnischer Jude in Paris einen deutschen Botschaftsangestellten. Das war Benzin auf das glimmende Feuer von Hitlers antisemitischer Hetzkampagne. Die Juden aus ganz Europa würden die Folgen zu spüren bekommen.

November 1938

Ein heftiges Klopfen erklang eines Morgens an unserer Tür. Draussen stand eine Nachbarin, eine ältere Frau und Christin, die unserer Familie besonders zugetan war.

«Hilde, Hilde!» flüsterte sie verzweifelt.

Mutter öffnete die Tür einen Spalt und sah in das schreckensbleiche Gesicht von Frau Schmidt.

«Hilde, sie brennen alle Synagogen nieder als Vergeltungsaktion für die Ermordung des deutschen Botschaftsangestellten in Paris. Ihr dürft das Haus nicht verlassen. Wenn ihr etwas braucht, werde ich versuchen, es für euch zu beschaffen.»

«Also ist es endlich eingetroffen», erwiderte Mutter. Sie bat Frau Schmidt nicht herein. Es wäre für die Frau viel zu gefährlich gewesen. Man hätte sie beschuldigen können, Juden zu helfen.

«Ja, Hilde. Sogar Juden in unserer Strasse werden jetzt aus ihren Wohnungen verschleppt. Bis jetzt haben sie nur die Männer mitgenommen, aber die Frauen werden auch bald drankommen. Du stehst auf der schwarzen Liste. Seid vorsichtig! Ich bete für dich und die Mädchen. Ich werde euch wenn nötig verstecken.»

«Sei nicht dumm. Sie würden dich umbringen.»

«Gott tut immer noch Wunder, Hilde. Ich muss jetzt gehen.»

Den ganzen Tag über und in der Nacht heulten die Sirenen. Wir sassen beim Radio und versuchten, die nächsten Aktionen der Gestapo zu erraten. Man liess die meisten Synagogen einfach abbrennen. Überzeugte Nazis und auch andere Passanten schauten dabei unberührt zu. Die Juden bekamen ja nur, was sie verdienten. Vier Tage lang griff man tausende jüdischer Männer auf und brachte sie an unbekannte Orte. Die Familien blieben bestürzt und ratlos zurück. Manche wurden ein paar Wochen lang verhört oder gefoltert und dann nach Hause entlassen. Andere schickte man nach Buchenwald oder in ähnliche Arbeitslager. Alles geschah willkürlich. Niemand wusste, warum man geholt und abgeurteilt wurde. Es ergab keinen Sinn. Manchmal warfen wir einen Blick auf das Chaos unter uns auf der Strasse. Alte Männer wurden brutal aus

Häusern gezerrt und auf Lastwagen verladen. Am Schluss konnten sie sich kaum noch rühren. Ihre Familien mussten hilflos und voller Entsetzen zusehen. Oft traf es einen Sohn der Familie. Mutter und ich beteten still für die Opfer und ihre Familien.

Fünf Tage lang verkrochen wir uns in der Wohnung. Endlich verstummten die Sirenen und die Synagogen waren nur noch rauchende Ruinen. Euphorische Hetzreden der Nazis erklangen aus dem Radio. Die Juden hatten endlich ihre gerechte Strafe bekommen. Es sollte noch mehr folgen. Endlich würde Deutschland rein sein von jüdischem Blut.

«Konzerte und andere Veranstaltungen sind für Juden verboten», verkündete der Radiosprecher. «Eine vollständige Liste aller Verbote wird später verlautbart. Jeder Jude, der eines dieser Verbote übertritt, hat die schwersten Strafen zu erwarten.»

Nach und nach hörten wir Erschütterndes von unseren Freunden und Verwandten. Aus jeder Familie war ein Sohn, Vater, Bruder oder Mann von den Nazis verschleppt worden. Zermürbende Wochen der Ungewissheit lagen vor uns. Einige der Abgeholt würden nie wieder zurückkehren. Andere würden Wochen oder Monate später wegen der physischen und psychischen Belastung mit Nervenleiden zurückkehren. Intellektuelle und Gelehrte waren bei der SS und der Gestapo besonders verhasst. Hitlers Henker waren meist ungebildete, unterdurchschnittlich intelligente Leute, die jeden Brillenträger verachteten. Es existierte eine Liste von Intellektuellen. Und sie waren es, die den brutalsten ersten Schlag empfingen. Die SS-Führungsspitze wies die berühmtesten Namen Heinrich Himmler, Reinhard Heydrich und Adolf Eichmann auf. Alle drei Namen sollten gleichbedeutend werden mit kaltblütigem Terror.

Hella glaubte nicht an Gott und war verzweifelt. Jetzt versuchte auch Mutter, sie mit Bibelziten zu trösten, die sie von Pastor Hornig gelernt hatte.

«Hella, Pastor Hornig hat Verbindung mit einer Organisation, die uns helfen will. Sie hoffen, uns bald nach England schicken zu können. Die Kirche will einen Teil der Kosten dafür tragen. Wir müssen beten, dass dies bald geschieht. Deutschland hat nicht mehr viel Zeit.»

Wir beteten jeden Tag, dass die Sache schneller abgewickelt werden könne und man einen Weg für unsere Emigration fände. Gott hatte Sein Volk aus der Hand Pharaos gerettet. Er konnte uns aus dem Todesgriff unserer Bedränger befreien. So lange es Hoffnung gab, liess sich alles ertragen.

Dezember 1938

«Sehr geehrte Frau Dittman! Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Sie die Wohnung zu räumen haben. In dieser Gegend haben Juden keinen Platz. Man wird Ihnen in einer jüdischen Gegend ein Zimmer zuteilen. Sie haben sich innerhalb von zwanzig Tagen in der Van Duezenstrasse 1298 zu melden. Sollten Sie dieser Aufforderung nicht innerhalb der gesetzten Frist nachkommen, haben Sie schwere Strafen zu erwarten.»

Mutters Stimme klang schwer, als sie uns die Nachricht vorlas. «Jüdische Gegend ist ein hübscher Name für ein Ghetto», bemerkte sie. «Es liegt in der Innenstadt. Ich kenne die Adresse. Das Haus ist voller Ratten und in einem schrecklichen Zustand. Aber wenigstens werden wir näher bei Pastor Hornig und der Kirche wohnen. Ihr zwei werdet einen langen Schulweg haben. Nun, Hitler wird die Schule sowieso bald schliessen.» «Das ist sicher nicht so schlimm, Mama.» Ich suchte nach Worten. «Ich glaube, die Sandbergs sind dort die Hausverwalter.» Mutter versuchte das Positive an der ganzen Sache zu sehen. «Ich habe sie vor Jahren gut gekannt. Sie sind eine nette jüdische Familie und ihre Söhne Rudi und Ernst sind etwa so alt wie ihr. Wenigstens werdet ihr bald wieder Spielkameraden haben.»

Als ich Mutter forschend anblickte, bemerkte ich, dass sie in letzter Zeit um zehn Jahre älter aussah.

«Wir können uns keinen Umzug leisten», fuhr sie fort. «Wir werden bis auf das Nötigste alles verkaufen müssen. Sogar deine Stofftiere müssen weg, Anita. Es tut mir so leid.» Ich zuckte zusammen, liess mir aber nichts anmerken. Mutter hatte genug Sorgen.

«Auch deine Bücher müssen wir zurücklassen, Hella. Jeder von uns muss etwas opfern.»

Auch der Abschied von einigen Freunden im Haus fiel uns schwer. Etliche warteten noch immer auf die Rückkehr ihrer Angehörigen, die abgeholt worden waren.

Wieder klopfte es an der Türe. Mutter öffnete. Draussen stand eine zerlumpte, ältere Frau, eine Liliputanerin. Sie stützte sich schwer auf einen Stock und zitterte vor Kälte in dem ungeheizten Gang.

«Könnte ich Ihnen heute etwas Zwirn verkaufen», fragte sie und ihre Augen bettelten.

Ohne zu zögern bat Mutter die alte Frau herein. Sie hatte drei zerrissene Schals um und trug einen alten, schäbigen Mantel darüber. An ihren Füßen fehlten die Galoschen. Ihre dünnen Schuhe waren voll Schnee, ihre Hände rot und brüchig. Sie hatte keine Handschuhe an.

«Kommen Sie doch herein», forderte Mutter sie auf. «Ich koche Ihnen eine Tasse Kakao.»

Das Gesicht der alten Frau leuchtete auf. Humpelnd kam sie durch die Tür. Auf dem Rücken trug sie einen alten Rucksack voller Krimskrams, mit dem sie hausierte.

«Kann ich Ihnen etwas zu essen anbieten?» Wollte Mutter der Alten unsere Mahlzeit vom nächsten Tag geben? Es war schwer, christliche Nächstenliebe zu üben, wenn man die eigenen jämmerlichen Zuteilungen weggeben sollte. Mutter wartete nicht auf die Antwort der alten Frau. Sie gab ihr ein Stück Brot und stellte eine kleine Schüssel mit Gemüse auf den Tisch. Hella und ich schauten zu, wie unser Mittagessen im hungrigen Mund der Kleinen verschwand. Dann kramte Mutter fünf Pfennig heraus, um ihr etwas Faden abzukaufen. Schliesslich schenkte sie der Frau zum Abschied noch ihre eigenen Handschuhe.

«Und was werden wir morgen essen!» fragte ich nervös.

«Gott wird es uns zurückgeben. Pastor Hornig sagt, Gott lässt sich nichts schenken.»

Am nächsten Tag besuchte uns Frau Schmidt. «Hilde», rief sie, als sie sich mit einem Korb voller Ess war en durch die Tür zwängte. «Gott hat mir aufs Herz gelegt, euch das heute zu bringen.» Der Duft von selbstgemachter Suppe, frischem Brot und Früchten liess uns vor Freude fast verrückt werden. Es war genug für mehrere Mahlzeiten. Gott hatte uns mehr als doppelt zurückgegeben. Mutters Glaube wuchs.

Zwei Tage nach Weihnachten zogen wir um. Wir hatten fast unseren gesamten Besitz weggegeben. Ich liess wirklich meine Kindheit hinter mir zurück. Eigentlich hatte ich nie viel Gelegenheit gehabt, ein Kind

zu sein. Ich verbarg meine Tränen vor Mutter und versuchte stattdessen, voller Hoffnung zu sein.

«Wenn wir nach England reisen, müssen wir ja sowieso alles zurücklassen,» verkündete ich und wischte mir schnell eine Träne aus den Augen.

Erich und Rosa Sandberg begrüßten uns an der Tür unseres neuen Heimes. Ihre Söhne Rudi und Ernst waren 15 und 17 Jahre alt. Die Sandbergs waren alte Freunde meiner Mutter. Da sie orthodoxe Juden waren, befürchtete Mutter, sie würden uns nun ablehnen, weil wir an Jesus glaubten. Aber sie waren liebenswerte und tolerante Menschen. Sie feierten Passah und die anderen jüdischen Feste mit uns. Da wir alle etwas jiddisch sprachen, fügten wir uns gut ein. Sandbergs erleichterten uns die Umstellung. Hella und Ernst wurden unzertrennlich. Auch Rudi und ich wurden gute Freunde, obwohl er vier Jahre älter war als ich. Wir wohnten jetzt in einem 200 Jahre alten Sandsteinhaus. Der Wind piffte durch die geborstenen Fenster. Wir hatten keinen Kühlschrank und mussten jeden Tag einkaufen gehen. Das bedeutete jedesmal langes Schlangestehen vor den Geschäften.

Wir schleppten die Kohle für den viel zu schwachen Ofen aus dem Parterre hoch und trockneten unsere Wäsche an der Leine im Zimmer. Wir besaßen einen Bottich, in dem wir das Geschirr, die Wäsche und uns selbst wuschen. Es gab ein gemeinsames winziges Badezimmer für alle Parteien. Den kleinen Herd mit zwei Platten konnten wir gemeinsam mit einer anderen Familie benutzen. Sie waren zuerst mit dem Kochen dran und deshalb assen wir oft erst mitten in der Nacht das Abendessen. Das Schrecklichste von allem aber waren die lästigen Wanzen, mit denen das Haus verseucht war. Sie machten einen geruhsamen Schlaf unmöglich.

In diesem Winter liessen sich die Nazis ein neues Mätzchen einfallen. Alle Juden mussten einen gelben Davidsstern auf der Kleidung tragen, damit man sie sofort erkennen konnte. Mutter protestierte energisch bei der Gestapo und verlangte, von dieser Bestimmung ausgenommen zu werden, weil ihr Mann Deutscher sei und wir an Jesus glaubten.

Es war ein Wunder, dass man uns bei der Gestapo Aufschub gewährte. Dennoch wurden wir daran erinnert, dass man uns immer noch als Juden betrachte und wir den gleichen Gesetzen wie andere Juden unterlägen.

Die Sandbergs jedoch mussten sich alle einen leuchtend gelben Judenstern auf jedes Kleidungsstück nähen. Sie verliessen von jetzt an das Haus nur noch selten. Der Stern war allgemein das Ziel verschiedener Angriffe. Wir waren weiterhin optimistisch, weil wir hofften, dass es nur noch eine Frage der Zeit wäre, bis wir in die Freiheit nach England entfliehen könnten.

März 1939

Am Anfang des Jahres 1939 wuchs das Gespenst des Krieges. Wir beteten darum, dass wir bald fliehen könnten. Wir hatten erfahren, dass nicht nur die Juden verfolgt wurden. Hitler rottete jetzt auch alte, kranke, verrückte und schwachsinnige Deutsche aus. Das war ein Teil seines Planes, eine gesunde, rein arische Rasse zu erhalten.

In den Zeitungen erschien jetzt oft das Wort «judenrein». Eine Stadt nach der anderen entledigte sich ihres jüdischen Bevölkerungsteiles. Überall wischte man sich die Hände ab, wenn der letzte «dreckige Jude» endlich weggejagt oder in ein Konzentrationslager verfrachtet wurde. Millionen anderer Juden wurden in schmutzige Ghettos gepercht.

Schliesslich erfüllte der Führer sein Versprechen und schloss alle konfessionellen Schulen. Ich war deprimiert, bedeutete dies doch für mich, wieder staatliche Schulen besuchen zu müssen. Vorausgesetzt natürlich, dass wir das Schulgeld aufbringen konnten. Dann würde ich wieder den ständigen Verfolgungen ausgesetzt sein. Sogar mein Glaube an Jesus konnte mir in diesen Tagen nicht über meine Verzweiflung hinweghelfen. Die Angriffe würden jetzt hundertmal schlimmer sein als ein paar Jahre zuvor.

Noch eine niederschmetternde Nachricht erreichte uns: Das Büro der Hilfsorganisation, die uns die Flucht ermöglichen wollte, war von den Nazis niedergebrannt worden. Alle Unterlagen verbrannten, und wir mussten erneut ein Ansuchen stellen. Die Wartezeit würde sich um Monate verlängern. Das Leben im Ghetto, die schlechten Neuigkeiten und die neuerlichen Verfolgungen in der Schule vereinigten sich zu einem riesigen Alptraum. Meine neuen Lehrer waren fanatische Nazi-Roboter. Die Bücher waren umgeschrieben worden und voller Propaganda. Wir mussten mit erhobener Hand dastehen und begeistert «Heil Hitler!» brüllen. Obwohl Pastor Hornig mein Schulgeld bezahlte, konnten wir uns keine Lehrbücher leisten. Die Schule wollte mir keine geben. Ich

blieb zurück und meine Noten verschlechterten sich rapide. Die Lehrer nutzten das reichlich aus. Ständig wurde ich vor der ganzen Klasse lächerlich gemacht.

Mein Leben bestand genauso wie das Nazi-Deutschland aus einem wirren Wechsel von Hoch und Tief. Rudi und Ernst konnten sich nach England in Sicherheit bringen. Der Tag ihrer Abreise sah viele Freundentränen. Mutter, Hella, die Sandbergs und ich waren sicher, sie in ein paar Monaten in London wiederzusehen. Die Sanbergs sollten es jedoch nie weiter als bis ins KZ Theresienstadt schaffen. Wir erhielten die Nachricht, dass man unsere Anträge bearbeite und wir sicherlich bald würden fliehen können. Ruhe zu bewahren war nun schwer, da wir unsere Visas und Reisepässe bis spätestens Juli erwarteten. Wir paukten fieberhaft die englische Sprache und ertrugen alle Schwierigkeiten leichter. Hatten wir doch ein Ziel und sahen das Ende unserer Leiden.

Jeden Tag lauerte ich stundenlang auf den Briefträger. Vielleicht brachte er heute unsere Pässe? Die Wartezeit war unerträglich lang. Die Monate krochen dahin. Am letzten Julitag erhielten wir endlich ein amtlich aussehendes Schreiben. Das musste es ein! Ich riss es dem Briefträger aus der Hand und brach mir fast das Genick, als ich die Treppe zu Mutter hinaufrannte.

«Sie sind da!» Ich rang nach Luft als ich ins Zimmer platzte. «Die Pässe sind da!»

«Oh danke, Herr Jesus!» rief Mutter. Sogar Hella war ungewöhnlich aufgeregt. Mutter riss das Kuvert auf und sah sich die offiziellen Papiere an. Ihre erwartungsvolle Freude verging ihr jedoch. Schmerzlich wurde ihr bewusst, dass nur eine von uns Pass und Visum erhalten hatte: Hella. «Nur Hellas Papiere sind gekommen», seufzte Mutter. «Aber sie schreiben, Anitas und meine sollen bis spätestens Ende August hier sein. Wenigstens kann Hella weg. Wir dürfen uns mit ihr freuen und Gott um so mehr vertrauen, dass Er auch uns zweien hilft. Wir können Hella dann in London treffen.»

«Mutter, Jesus lässt uns nicht im Stich», antwortete ich. «Pastor Hornig sagt, dass wir Ihm am meisten gefallen, wenn wir Ihm vertrauen. Siehst du auch, welche Gelegenheit wir haben, Jesus zu vertrauen?»

Ein schwaches Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie Hellas Papiere versorgte: «Ich lerne, Ihm zu vertrauen, Anita.»

Hella sollte am 31. August abreisen. Hektisch wurden die Vorbereitungen getroffen. Pastor Hornig gab ihr etwas Geld, das sich seine Familie sicher vom Mund abgespart hatte. Wir fragten uns, ob Gott Hella zuerst aus dieser Hölle erlöste, weil ihr Glauben so klein war. Sie hätte nicht länger warten können.

Wir hörten heimlich einen Untergrundsender. Man erwartete täglich Hitlers Einfall in Polen. Während der letzten Wochen hatte es Verdunkelungen in Breslau gegeben. Das bedeutete Krieg. Wenn wir nicht bald in die Freiheit entkämen, würden wir vom Krieg überrascht werden. Nur unser Vertrauen auf Jesus liess uns ruhig bleiben.

Der August verflog und noch hatten wir keine Nachricht erhalten. Die Post war jeden Tag eine neue Enttäuschung.

31. August 1939

Hella reiste nach England ab. Wir freuten uns für sie, aber unsere Papiere waren noch nicht gekommen. Unsere Freudentränen für Hella mischten sich mit Tränen der Furcht und Verwirrung, als wir ihr Lebewohl sagten.

«Hella, du musst Jesus für deine Freiheit danken», schärfte ich ihr ein. «Er hat ein Wunder für dich getan.» Hella nickte, aber ihr Herz war nicht dabei.

«Wir werden dich bald in London treffen», munterte Mutter sie auf, als sie Hella umarmte. «Unsere Gebete werden dich jeden Tag begleiten. Du kannst Pastor Hornigs Kontaktadresse in London vertrauen. Tu' was sie dir sagen, aber schick' keine Post nach Deutschland. Wir werden uns vielleicht schon in einem Monat wiedersehen.»

Der alte Zug pfiiff. Der Abschied war kurz, weil wir sicher waren, bald wieder beisammen zu sein. Hunderte von verängstigten Flüchtlingen drängten in den Zug. Sie wussten nicht, welcher Zukunft sie entgegenfuhren. Sie alle waren dankbar für dieses neue Leben, aber viele sorgten sich um die Menschen, die sie zurücklassen mussten.

Wir umarmten uns ein letztes Mal. Dann drehte sich Hella um und stieg ein. Sie winkte uns begeistert zu. Ich nahm Mutters Hand, während wir den anderen beim Einsteigen zusahen. Wenige Minuten später fuhr der Zug ruckartig an, dann puffte er davon. Noch eine Weile konnten wir den dicken, schwarzen Rauch am Horizont sehen.

Am nächsten Tag besetzte Deutschland Polen. Die deutschen Grenzen wurden geschlossen und keine Post aus England mehr durchgelassen. Unsere Pässe und Visas sollten aus England kommen. Sie waren unterwegs, kamen aber nie in Deutschland an. Zwei Tage später, am 3. September 1939, erklärten England und Frankreich Deutschland den Krieg. Mutter und ich waren in Hitlers Hölle gefangen.

Herbst 1939

Der Krieg entflamte. Deutschland stürmte begeistert vorwärts, angeheizt durch den schnellen Sieg über Polen. Das diabolische Trio Eichmann, Heydrich und Himmler sollte die «Endlösung» für das Judenproblem finden. Es war allgemein bekannt, dass diese Endlösung völlige Ausrottung der Juden bedeutete.

Die Namen der zwei schlimmsten Lager, Auschwitz und Dachau, sollten bald unter den Juden Europas Panik und Schrecken verbreiten. Rudolf Höss war Lagerkommandant in Auschwitz. Auf seinen Befehl hin würden Tausende von Juden vergast werden. Während man 2'000 Männer, Frauen und Kinder in riesige «Duschräume» pferchte, drückte man ihnen eine Codenummer auf die Brust. So konnte man diejenigen mit Goldzähnen leichter herausfinden. Wenn die Opfer endlich merkten, dass es hier gar nicht um eine Dusche ging, schrien und baten sie vergeblich um Gnade. Die Wachen amüsierten sich damit, ihnen durch Gucklöcher bei ihrem schrecklichen Leiden und Sterben zuzusehen. Aus den Lagern drangen spärlich grässliche Berichte. Sie wurden zu einer unerträglichen Last für alle noch freien Juden in Europa, die wussten, dass sie potentielle Opfer der Gaskammern waren.

1939 verbreitete sich aber auch unter der deutschen Zivilbevölkerung eine stärker werdende Angst. Noch fielen keine Bomben, aber die Luftangriffsübungen hatten begonnen. Völlige Verdunkelung wurde angeordnet. Oft hörte man in diesem Herbst das Dröhnen der Flugzeuge an Deutschlands Himmel.

Das steigende Schulgeld und die immer teurer werdenden Bücher machten meine Ausbildung fraglich, der wachsende Antisemitismus das Leben in der Schule zur Hölle. Auch zu Hause waren die Lebensbedingungen schwierig. Zwei von Mutters Schwestern waren zu uns gezogen. Wir lebten alle zusammen in einem Raum und mussten Küche und Bad mit anderen Familien teilen.

Mutters Schwestern – Tante Friede und Tante Elsbeth – konnten sich wegen meines starken Glaubens an Jesus und Mutters zunehmenden In-

teresses an Ihm nicht beruhigen. Ihre Quengeleien liessen, zusammen mit den unerträglichen Wanzen in der Wohnung, das Leben zu einer Last werden. Ich überliess Tante Elsbeth mein Bett und schlief auf einem schweren wackligen Sofa voller Wanzen. Jede Nacht schlief ich dort ein, während die anderen noch heftig diskutierten. Tante Elsbeth behauptete, ich hätte, um sie zu quälen, absichtlich Wanzen in ihr Bett getan.

Ich war jetzt zwölf Jahre alt und mitten in der Pubertät. Das Leben im nazistischen Deutschland machte mir alles nur noch schwerer. Wenn abends die Lichter ausgingen, versank ich oft in Selbstmitleid und weinte mich in den Schlaf. Ich wusste, dass wir einen langen Winter mit minimalen Essensrationen vor uns hatten. Die ewige Furcht nagte an uns, dass uns die Gestapo plötzlich aus unserer elenden, überfüllten Unterkunft abholen könnte. Immer weniger Juden wagten sich auf die Strassen. Obwohl Mutter und ich immer noch nicht den schrecklichen Judenstern tragen mussten, war nicht an der Tatsache zu rütteln, dass die Gestapo jeden Juden in der Stadt kannte. Breslau war als Hochburg Hitlers und als radikal antisemitisch bekannt.

Kaum wagten wir uns noch in Pastor Hornigs Kirche. Die makaberen Szenen, die wir auf dem Weg dorthin zu sehen bekamen, verursachten uns schreckliche Alpträume. Hunderte von Juden, die auf Lastwagen verladen wurden, starrten mit schreckgeweiteten Augen auf ihre zurückbleibenden Verwandten. Da wir im Ghetto wohnten, konnten wir jeden Tag vor unserem Fenster solche Szenen mitansehen. Je mehr wir uns als Judenchristen in einer protestantischen Kirche auswiesen, umso länger war unsere Galgenfrist. Aber weil jetzt zwei «religiöse Juden» – Tante Friede und Tante Elsbeth – bei uns lebten, wurde unser selbsterichteter Schutz fraglich.

Ich konnte mir keine Schulbücher besorgen, deshalb blieb ich hoffnungslos hinter den anderen Schülern zurück. In diesem Winter verliess ich die Schule.

März 1940

Pastor Hornig war unser treuer Freund und einziger Kontakt zur Welt ausserhalb des «Judenhauses». Als der Frühling 1940 einzog, brachte er mir ermutigende Nachrichten.

«Anita», er sprach wie ein Vater zu mir, «ich hatte Kontakt zu einer Frau Michaelis in Berlin. Sie ist mit einem Judenchristen verheiratet, einem Rechtsanwalt, der gerade nach Shanghai geflohen ist. Ihre zwei Söhne sind nach London entkommen. Sie wünscht sich sehnlichst ein Kind ins Haus. Sie würde die Kosten deiner Erziehung übernehmen, wenn du bei ihr in Berlin leben willst. Dort wäre es vielleicht ein bisschen sicherer für dich. Ich glaube, du solltest es dir überlegen.»

Ich sah Mutter an, aber sie verbarg ihre Gefühle. Es war offensichtlich ihre Absicht, die Entscheidung mir zu überlassen, obwohl eine Trennung für uns beide noch mehr Traurigkeit bedeuten würde. Meine Tanten warteten voller Nervosität auf meine Antwort. Sie hofften, ich würde das Angebot annehmen. Die winzige Wohnung wäre dann nicht mehr so überfüllt.

«Sie ist eine reiche Frau», fuhr Pastor Hornig fort. «Du hättest genug zu essen. Sie hat eine hübsche Wohnung in Berlin. Sie würde dich auch oft nach Hause fahren lassen, versprach sie. Es scheint, sie ist eine gute Christin. Anita, du solltest dir das Leben in Deutschland erträglich machen, bis wir euch einen Weg in die Freiheit bahnen können.»

Ich nickte zögernd. Dann überfiel mich eine Flut von Ängsten – Angst vor dem Unbekannten, Angst, Mutter zu verlassen und Angst davor, die Gestapo könnte eine von uns abholen, ohne dass die andere es wüsste. Diese Ängste konnte nur Jesus völlig verstehen. Es waren Ängste, die über das Vermögen einer Zwölfjährigen hinausgingen.

«Ich gehe», flüsterte ich.

«Gut», bestätigte Pastor Hornig, «ich werde sofort alles vorbereiten. Du wirst wahrscheinlich Anfang nächster Woche fahren, Anita. Stell dich

also darauf ein. Frau Michaelis wird dir die Fahrkarte schicken. Sie erwartet dich schon. Sie hat sich immer eine Tochter gewünscht.»

Ich war voller Skepsis. Welcher vernünftige Mensch würde freiwillig alle Probleme auf sich nehmen, die aus dem Umgang mit Juden resultierten!

«Sie werden sich um Mutter kümmern, ja?» bat ich den Pastor. «Aber klar», versprach er sofort. Als er sah, dass ich an meiner Entscheidung zweifelte, versuchte er mich davon zu überzeugen, dass ich weise gehandelt hätte.

«Anita», voller Mitgefühl wandte er sich mir zu, «ich werde weiterhin alles tun, um euch aus Deutschland wegzubringen. Hitler macht nicht viele Fehler im Krieg, aber wenn er welche macht, lässt er die Juden dafür bezahlen. Immer wieder gibt er den Juden die Schuld am Kriegsausbruch. Breslau ist voller Hitler-Anhänger, aber immer noch können ein paar Juden das Land verlassen. Wenn es für dich und deine Mutter einen Weg gibt, Deutschland zu verlassen, werde ich ihn finden.»

Mit diesen tröstenden Worten über die ersehnte Freiheit, verliess Pastor Hornig die Wohnung.

Die ganze Nacht wälzte ich mich schlaflos auf meinem wackligen Sofa. Warme Wolldecken, sauberes Bettzeug, richtiges Essen und Schulausbildung konnten mir Mutter letztlich nicht ersetzen. Wie sollte ich mir ein Leben ohne sie vorstellen? Die riesige Entfernung zwischen uns? Und wenn man Mutter festnahm? Kann Berlin wirklich sicherer sein als Breslau? Berlin war dreimal so gross. Es gab also dreimal soviel Gestapoleute, die mich abholen und nach Auschwitz bringen konnten. Ich musste alle Ängste vor dem Ungewissen in Jesu Hände legen. Er musste mir in dieser Not helfen und meinen Trennungsschmerz lindern.

April 1940

Bald fragte ich mich, wie Pastor Hornig sich nur so hatte irren können. Frau Michaelis gemütliche Wohnung war voller Teppiche und allem Luxus, den sich ein erfolgreicher Anwalt leisten konnte. Doch die Kälte ihres Herzens machte das alles nicht wett. Das Sehnen meines Herzens nach Liebe und Wärme konnte auch nicht durch ein eigenes Zimmer und Dienstmädchen gestillt werden. Jeder Hauch von Herzlichkeit war der sterilen Atmosphäre dieser Wohnung fremd.

Frau Michaelis versuchte den Luxus, der noch im nazistischen Deutschland zu haben war, zu geniessen – als Ersatz für ihr unglückliches, einsames Leben. Sie nahm eine Näherin in Dienst, die den ganzen Tag nur ihre Garderobe änderte. Die Schneiderin hatte sehr viel zu tun. Frau Michaelis umfangreiche Figur wuchs von Woche zu Woche noch mehr in die Breite. Sie ass ständig, um ihre Einsamkeit zu vergessen.

Leider muss man sie als eine kalte, unaufrichtige Frau bezeichnen, die sich pompös als Christin gab. Ihre Feistigkeit entstellte ihr Gesicht, sie sah zehn Jahre älter aus, als sie wirklich war. Nie konnte ich ein Lächeln auf ihrem Gesicht bemerken. Bald wurde klar, dass sie mich nur bei sich haben wollte, um ihre Aggressionen an jemandem abladen zu können. In ihrer harten, gebieterischen Art knurrte sie mich buchstäblich an, wenn ich um den kleinsten Gefallen bat. Ich merkte, dass ich ihr schrecklich zur Last fiel. Sie wollte mich aber wahrscheinlich wie einen Gefangenen halten und sich so irgend einen teuflischen Genuss verschaffen. Ganz Deutschland schien total verrückt geworden zu sein. Das Absurde des Lebens liess viele irre werden. Doch mir lag so viel an meiner Ausbildung. Wenn ich bei Frau Michaelis ausharrte, konnte ich eine gute Berliner Schule besuchen. Ich betete Tag und Nacht darum, dass Frau Michaelis sich endlich wie eine Christin verhalten würde, dem Wesen entsprechend, das sie vorgab zu sein.

Vom ersten Tag an sah ich, dass ich kaum mehr zu essen bekommen würde als in Breslau. Jeden Tag erhielt ich vom Dienstmädchen nur ein

Gurkenbrot. Ich war zu klug, um nicht zu sehen, dass Frau Michaelis meine Lebensmittelkarte dazu verwendete, sich zusätzlich Lebensmittel zu verschaffen. Ich bekam den grössten Teil meiner Zuteilung nicht einmal zu Gesicht. Meine kleine Fleischration bekam die Schneiderin.

Aber Gottes Hand war immer über mir, und Seine Wunder hörten nicht auf. In der Schule traf ich eine andere Christin, Ruth Conrad. Oft brachte Ruth mir von zu Hause etwas mit. Aber die Conrads hatten kaum genug für sich selbst und das wenige, das Ruth mir geben konnte, war nicht genug, um meine Unterernährung zu verhindern.

Auch Frau Michaelis Versprechen, mich oft zu meiner Mutter auf Besuch zu schicken, erfüllte sich nicht. Obwohl mein Herz mir physisch weh tat, dachte ich, es sei wahrscheinlich auch besser so. Mutter hätte sich nur Sorgen gemacht, wenn sie von meiner miserablen Existenz in Berlin gewusst hätte. Ich schrieb ihr nur aufmunternde Briefe, damit sie sich nicht auch noch um mich sorgte. Ich selbst lebte nur für ihre Briefe, in denen sie mir über ihre Erfahrungen mit der Bibel und Jesus schrieb. Ich war sicher, dass ich mit dieser Gewissheit fast alles ertragen konnte.

In diesem Frühling schenkte Gott mir eine nationalsozialistische Lehrerin, die es wagte, mich gern zu haben. Tatsächlich war Frau Dr. Streit ein Parteimitglied, weil alle Akademiker der Partei beitreten mussten. (Damit man auch Männer und Frauen mit Ansehen und Intelligenz vorweisen konnte.) Obwohl Frau Dr. Streit nicht an einen persönlichen Gott glaubte, hörte sie mir doch höflich zu, wenn ich ihr von der Kraft erzählte, die Jesus mir gab. Ich zitterte den ganzen Tag, als ich ihr meine jüdische Abstammung beichten sollte. Eines Tages nach dem Unterricht gestand ich es ihr. Sie lächelte nur schwach und sagte einfach: «Ich weiss, Anita, aber es ist mir gleichgültig. Ich möchte immer noch deine Freundin sein.»

Das war wieder ein deutlicher Hinweis, dass Jesus Herr über das Chaos in Deutschland und in meinem Leben war. Gott zeigte mir Seine besondere Liebe zu mir, indem Er mir eine Lehrerin schenkte, die mich trotz allem mochte. Sie nahm ein grosses persönliches Risiko auf sich, wenn man uns nach der Schule zur Strassenbahn gehen sah. Oft kam ich zu früh zur Schule, um am Morgen noch mit ihr zu reden. Manchmal sprachen wir über alltägliche Dinge. Wir versuchten, Politik nicht zu erwähnen. Wenig Interesse brachte sie meinem Glauben entgegen. Sie nahm

jedoch Anteil an meinen Problemen und Ängsten und hörte mir zu, auch wenn ich über meine dummen Vorstellungen über die Zukunft sprach, die sich im Deutschland der Nazis nie erfüllen würden.

Im Sommer herrschte Deutschland fast über ganz Westeuropa. Dänemark, Norwegen, Frankreich und die Beneluxstaaten waren besetzt. Es schien, als wollte Italien an der Seite Deutschlands in den Krieg eintreten. Aber solange England noch unbesiegt war, konnte es keinen vollständigen Sieg an der Westfront geben. Unter der Führung Winston Churchills nahm der englische Widerstand im Frühjahr und Sommer zu. Immer mehr englische Flugzeuge tauchten am Himmel über Deutschland auf. Als Deutschland vermehrt alliierte Schiffe versenkte und feindliche Städte angriff, schlugen die Engländer immer härter zurück. Bomben fielen und deutsche Städte zerschmolzen im tosenden Flammenmeer.

Im August hörte man schreckliche Meldungen: Deutschland hatte Wohngebiete in London bombardiert. Man sprach von einem Vergeltungsschlag der Royal Air Force auf Berlin. Der Luftkrieg gegen Deutschland setzte ein. Die Luftschutzkeller wurden zu meiner Heimat im fremden Berlin. Wenn das Leben bis jetzt für das deutsche Volk nur beschwerlich gewesen war, dann wurde es nun zu einem infernalischem Alptraum. Die Angriffe begannen in Berlin, bald sollte das ganze Land ein Trümmerfeld sein.

Für Kinder kann alles, sogar der Krieg zum Spiel werden. Als die ersten Bomben fielen, hielten wir die Luftangriffe nur für nächtliche Gewitter. Man nahm Zuflucht in sehr unsicheren Unterständen, die kaum den Namen Keller verdienten. Zuerst bombardierte die RAF die Berliner Regierungsbezirke. Manchmal wurden wir bis zu dreimal aus dem Schlaf gerissen. Von den Sirenen aufgeschreckt, stürzten wir Hals über Kopf in die Bunker unseres Wohnblocks.

Wir Kinder freuten uns, weil wir bei mehr als einer Warnung schulfrei hatten. Wir suchten dann Bombensplitter und wetteiferten darum, wer die meisten fand. Noch standen unsere Wohnungen und Häuser, aber die Wände zitterten, Staub wirbelte durch die Luft, wenn die Bomben einschlugen. Bis drei Uhr morgens waren die Angriffe meist wieder vorbei und wir konnten nach Hause zurückkehren.

Dennoch forderten die Bombardierungen ihre Opfer. Deutschland wurde buchstäblich müde. In den feuchten und kalten Luftschutzkellern bekam man nicht genug Schlaf. Der Krieg und die Lebensbedingungen

wurden immer schlimmer. Doch kein echter Deutscher wagte es, an Niederlage zu denken oder mutlos zu sein. Das war unvorstellbar! Was wäre dann mit dem tausendjährigen Reich? Hitler war sicher Herr der Lage und dies waren nur zeitweilige Unannehmlichkeiten. Es war ein kleiner Preis, den man für das Vaterland zahlte. Das Reich ging ruhmreichen Tagen entgegen.

Ich hatte gehofft, die Mitglieder von Frau Michaelis Kirche würden mir die wunderbaren Gläubigen von St. Barbara in Breslau ersetzen. Aber ihr Gemeindeleben war kalt und stillte keineswegs meinen geistlichen Hunger. Jeder paradierte in schönen Kleidern, mit Schmuck behängt, umher. Man senkte den Kopf, faltete die Hände, aber wenn der Gottesdienst zu Ende war, lebte jeder nach seinem Geschmack. Meine einzige Erfahrung mit Gläubigen hatte ich in Pastor Hornigs Gemeinde gemacht. Ich war der Meinung, jeder, der sich gläubig nennt, hätte dieselbe Liebe und Freundlichkeit. Aber hier sah ich mich einem verlogenen Christentum gegenüber, dessen Vertreter bei ihren Versammlungen höflichchristliches Gehabe an den Tag legten.

In diesem Sommer begann schliesslich mein unterernährter Körper zu rebellieren. Als ich mich im Spiegel von oben bis unten besah, entdeckte ich, was meine Kleider mir schon lange andeuteten: Ich wurde gefährlich mager und mein Haar begann mir schon auszufallen. Frau Michaelis übergab das leichthin und bemerkte, ich sei ein hochschiesender, schlacksiger Teenager. Tatsächlich hatte aber mein Körper nur ein Drittel der Vitamine und Kalorien erhalten, die er brauchte. Meine Freundin Ruth versuchte das auszugleichen, indem sie mir mehr von zu Hause mitbrachte. Sie riskierte viel, als sie sich so öffentlich als meine Freundin zu erkennen gab. Sie musste ständig auf drastische Folgen gefasst sein.

«Ich werde nicht einfach zuschauen wie du verhungerst», wehrte sie sich fast täglich. «Meine Familie wird eben mit weniger Essen auskommen.» Ohne die Conrads wäre meine Unterernährung schon viel eher zu Tage getreten und wesentlich schwerer gewesen.

Frau Michaelis kürzte meine Zuteilungen noch mehr und benahm sich mir gegenüber noch feindseliger. Eines Morgens verkündete sie: «Anita, du sollst dir alle irdischen Vergnügungen versagen. Ich versuche dich das zu lehren, weisst du. Es wird letzten Endes nur gut für dich sein.»

«Aber Frau Michaelis», protestierte ich, «Sie müssen mir nicht etwas beibringen, das ich schon so gut kenne. Wie kann man mir etwas versagen, das ich nie gehabt habe? Ich habe Hitlers wegen nie 'irdische Vergünstigungen' gekannt.»

«Nun, ich werde dir auch ferner Selbstverleugnung beibringen.

Das tut uns allen gut.»

«Aber Sie versagen sich doch nichts.»

«Aber doch! Ich habe ein entsetzliches Leid zu tragen, Anita Dittman. Es nagt Tag und Nacht an mir. Ich bin Arierin, aber ich habe den Fehler begangen, einen Juden zu heiraten. Ich werde mein Leben lang dafür zahlen.»

«Ich habe mir meine Eltern nicht ausgesucht, Frau Michaelis. Aber ich werde, so lange ich in Deutschland lebe, für meine nackte Existenz bezahlen.»

Während wir noch redeten, überkam mich eine plötzliche Hitzewelle. Schlafmangel, ungenügende Ernährung und seelische Belastungen hatten mich zu einer leichten Beute für einen Grippevirus gemacht. Frau Michaelis schickte mich mit den Worten ins Bett: «Bleib im Dunkeln im Bett, Anita. Komm' nicht zum Abendessen. Wir wollen nicht von dir angesteckt werden.»

Die ganze Woche lang schob das Mädchen mir einfach eine Schüssel voll Brei durch einen Türspalt und machte schnell wieder zu. «Ruf mich, wenn du fertig bist. Stell' das Geschirr einfach vor die Tür.»

Mir blieb der lauwarme tägliche Brei fast im Hals stecken. Trotz der Nähe des Herrn, fühlte ich mich schrecklich allein und verlassen. Ich brauchte Mutter. Wenn ich krank war, hatte sie mir jeweils Papier und Stifte zum Zeichnen gebracht. Sie sah oft nach mir und legte ihre kühle Hand auf meine Stirn. Mehr als nach Essen hungerte mich nach Wärme und Zuneigung. Eine Zeitlang war ich sicher, dass Gott mich verlassen hatte.

Als ich immer weniger zu essen bekam, protestierte ich schliesslich bei Frau Michaelis. «Sind diese ungenügenden Zuteilungen Teil Ihres Planes, mich Selbstverleugnung zu lehren?» fragte ich kühn. Sie lief vor Ärger rot an und sah mich zornig an. Sie war ein brodelnder Vulkan, verbittert durch eine unglückliche Ehe und den Verlust ihrer Söhne.

«Anita Dittman, was glaubst du, was ich bin? Glaubst du, dass ich aus christlicher Nächstenliebe gern bedürftigen Kindern helfe? Oder glaubst du, dass ich eine kalte Frau bin, die ihre Frustration an hilflosen Kindern abreagiert?»

«Sie sind das letztere», gab ich ruhig zurück.

Sie starrte mich eine Weile an, verblüfft über meine Offenheit. Ihr Gesicht verhärtete sich erschreckend. Als ihr Ärger hervorbrach, schien ihr riesiger Körper die angespannten Nähte fast zu sprengen.

«Wie kannst du es wagen, so etwas zu sagen!» fuhr sie mich an. «Du hast eine Woche Zeit, mich um Verzeihung zu bitten. Sonst werf ich dich hinaus, du kleiner Balg. Dann kannst du nach Breslau zurück, wo sie täglich hundert von deiner Sorte abholen. Deine ausgezeichnete Ausbildung, die ich dir zukommen lasse, wird ein Ende haben. Ich gebe dir eine Woche Zeit, verstanden?» Obwohl sich meine Meinung nicht geändert hatte, entschuldigte ich mich und blieb auf der Schule.

Herbst 1940

Die Luftangriffe nahmen im Herbst 1940 zu. Berlin wurde das Ziel der meisten Bombenangriffe. Als die Bomben in nächster Nähe fielen, verging uns das Kriegsspielen. Neugier und Kriegsträume wurden von Angstschreien abgelöst, wenn die Bomben in Häuser und Wohnungen schlugen. Die oberirdischen Luftschutzkeller waren bei Volltreffern fast nutzlos.

Bomben durchschlugen zehn Stockwerke und begruben Hunderte von Opfern unter sich. Mit der Eskalation der Kämpfe auf Hitlers Schlachtfeldern verstärkten die Alliierten ihre Terrorherrschaft vom Himmel.

Manche weigerten sich, die Luftschutzkeller aufzusuchen. Sie wussten, dass diese nur riesige Säрге waren. Sie blieben lieber in ihren Wohnungen und versteckten sich unter Tischen und Betten. Wen Gott schützte, der überlebte oft auf wunderbare Weise inmitten der explodierenden Trümmer und Flammen. Jedoch sollten letztlich über 500'000 Menschen in dem Bombenhagel über Deutschland sterben.

Das Leben in den Luftschutzbunkern war nervenaufreibend. Wir bewegten uns kaum, aus Angst, zuviel Sauerstoff zu verbrauchen. Auch wenn um uns herum Bomben detonierten, wagten wir keine negative Äusserung über die Nazis. In jedem Bunker befanden sich immer ein paar überzeugte Hakenkreuzanhänger.

Ich lebte nur von den Briefen meiner Mutter, in denen sie mir schrieb, ihr und den Tanten ginge es gut. Eine andere Schwester meiner Mutter, Tante Käte, war noch zu ihnen gezogen. Ich meinte zu hören, wie die drei nervösen, selbstüchtigen Schwestern miteinander gackerten. Sie waren untereinander ungeduldig und intolerant. Besonders Mutters Interesse an Christus wurde kritisiert. Mir war klar geworden, dass nicht einmal die gute Schulbildung mich länger in Berlin halten konnte. Ich wollte sogar die schrecklichen Wanzen ertragen, wenn ich dafür Mutterliebe und Pastor Hornigs Fürsorge wieder spüren durfte und dem gnadenlosen Bombenhagel Berlins entkommen konnte.

Der Winter war empfindlich kalt. Ich vermisste Mutter und mein gewohntes Zuhause immer mehr. Weihnachten rückte näher. Frau Michaelis hatte versprochen, mich an den Feiertagen heimzuschicken. Aber mir war klar, dass sie ihre Meinung in einer Augenblickslaune ändern könnte.

Dann erhielt ich Anfang Dezember eine Mitteilung des Direktors. Es war der sprichwörtlich letzte Tropfen für mich. Kurz und lakonisch war zu lesen: «Wegen Ihrer jüdischen Abstammung ist es Ihnen nicht länger gestattet, diese Schule zu besuchen.»

Was habe ich nur verbrochen, dass man mir alles nimmt? Ich war verzweifelt. Völlig durcheinander trat ich an jenem Nachmittag meinen Heimweg an. Weder Ruth Conrad noch Frau Dr. Streit konnte ich finden, die mich hätten trösten können. Offensichtlich sollte ich alles allein tragen. Tränen liefen mir über die Wangen. Im kalten Wind gefroren sie fast. Ich beschloss, Pastor Hornig anzurufen und ihm mein Leid zu klagen. Bei ihm konnte ich sicher sein, dass er es Mutter nicht erzählen würde. Sie sollte sich nicht aufregen.

Frau Michaelis war nicht da, als ich die Wohnung betrat. Ohne meinen Mantel auszuziehen, rief ich in St. Barbara an. Meine Hand umklammerte den Zettel mit der Nachricht des Direktors. Ich war erregt und wusste weder aus noch ein. Mit meinen 13/2 Jahren versuchte ich mich in dem Durcheinander Deutschlands und dem Chaos meines eigenen Lebens zurechtzufinden. Ich brauchte das Mitgefühl eines Erwachsenen, eines Christen. Pastor Hornig sollte mir helfen, mit dem Sehnen in meinem Herzen zurecht zu kommen.

Das Telefon läutete mehrmals, bis ich die vertraute Stimme des Mannes hörte, dem allein etwas an mir lag. Als ich seine freundliche Stimme hörte, brachen alle Dämme.

«Ich möchte heimkommen!» stieß ich hervor. Tränen kullerten mir aus den Augen. «Pastor Hornig, bitte helfen Sie mir!» «Anita, bist du das?» «Ja. Und mir ist die Schule und alles egal, wenn ich nur bei Mama sein darf! Sie ist alles, was ich in diesem Durcheinander habe. Wir brauchen einander.»

«Was ist passiert? Warum weinst du?»

«Ich kann nicht mehr zur Schule zurück. Sie haben mich heute benachrichtigt, dass ich nicht mehr hingehen kann, weil ich keine Arierin bin.»

«Es tut mir leid, Anita. Es tut mir so leid für dich, aber jeder in Deutsch-

land muss leiden. Nicht nur du. Die Christen, die Juden und auch die Nazis leiden.»

«Pastor Hornig, Frau Michaelis ist so grausam gewesen. Meine Freundin Ruth Conrad sagt, dass ich unterernährt bin. Ich bin immer so müde und die Haare fallen mir aus.»

«Warum hast du nicht schon früher etwas gesagt?» Pastor Hornigs Stimme klang alarmiert. «Ich hätte eingreifen können, Anita, und hätte etwas dagegen getan.»

«Ich wollte nicht, dass Mutter sich um mich sorgt. Sie hat schon Sorgen genug mit ihren Schwestern. Aber sie wird sich aufregen, wenn sie mich sieht. Ich habe viel abgenommen. Sie müssen es ihr irgendwie beibringen.»

«Anita, pack deine Sachen und komm heim. Frau Michaelis soll dich heute Abend auf den Bahnhof bringen. Sag ihr, dass die Kirche deine Zugkarte bezahlen wird. Ich glaube, ich kenne jemanden hier in Breslau, der dein Schulgeld bezahlen wird. Breslau hat ausserdem noch keine Luftangriffe erlebt. Das war ein Grund, weshalb ich dich eigentlich aus Berlin weghaben wollte. Ich werde dich heute Nacht vom Zug abholen. Anita, mach dir keine Sorgen, hörst du! Alles wird gut. Wir lieben dich und würden alles für dich tun.»

Ich hörte die magischen zwei Worte: «Komm heim!» Alles was ich in den letzten zwei Monaten erlitten hatte, wurde unbedeutend. Ich konnte heim und würde rechtzeitig zu Weihnachten dort sein! Die Wanzen waren mir egal. Die verschrobene Tante Käte war mir egal. Und wenn ich den Judenstern tragen müsste, wäre mir auch das egal. Wenn die Alliierten Breslau bombardierten, wären Mutter und ich wenigstens zusammen. Und wenn ich auch nicht länger die Schule besuchen konnte, mir war alles egal!

Alles, worauf es ankam war, dass ich mit den Menschen leben konnte, die ich liebte. Wie dankbar war ich Gott, dass Er mich durch Mutters und Pastor Hornigs Liebe tröstete.

Februar 1941

Zu Hause kam ich nur schwer wieder zu Kräften. Die Zuteilungen wurden von Woche zu Woche kleiner. Wir assen schliesslich nur noch eine Mahlzeit pro Tag. Alle mussten den Gürtel enger schnallen, weil der grösste Teil der Lebensmittel den Soldaten an der Front geschickt wurde. Die Hitler-Leute mit ihren braunen Uniformen marschierten durch die Stadt und terrorisierten jedermann. Besonderes Vergnügen machte es ihnen, den Juden das Leben schwer zu machen, sie zu demütigen oder mit brutaler Gewalt zu verfolgen. Wo sie Juden sahen, machten sie sie lächerlich und verprügelten sie. Einzelne oder ganze Familien wurden willkürlich ins Gefängnis verschleppt. Täglich wurden ganze Züge mit Viehwagen voller schreckensstarrer Juden an unbekannte Orte in ganz Deutschland verfrachtet.

Pastor Hornig teilte mir mit, ein anonymes Kirchenmitglied käme für mein Schulgeld und die Bücher am «König Wilhelm Gymnasium» auf. Mutter und ich waren überzeugt, dass die Hornigs selbst dieses finanzielle Opfer brachten. Die Luft war in der Schule und auch zu Hause spannungsgeladen. Meine drei Tanten stritten und zankten sich ständig. Auf meinem Weg ins Gymnasium sah ich an beinahe jedem Geschäft das Schild «Keine Juden». Auf Plakaten wurden die Deutschen gewarnt, sich Juden auch nur zu nähern. Wir wurden aus Theatern, Parks und ähnlichen Einrichtungen verbannt. Überall sah ich antisemitische Parolen und Plakate. Viele von ihnen zeigten einen Juden, der wegen irgendeines angeblichen Verbrechens festgenommen worden war. In scharfem Kontrast dazu standen die Hitlerbilder, die durch Neonleuchten bestrahlt wurden.

An den meisten Häusern hing stolz die Hakenkreuzfahne. Um das Mass voll zu machen, mussten alle Deutschen ein Bild des Führers in der Wohnung haben. Man drängte die Geistlichen, ein Porträt Hitlers an den Altären anzubringen.

Weil viele deutsche Männer an der Front waren, mussten die Frauen ihre Arbeit übernehmen. In den Strassen sah man fast keine Autos. Das

Militär hatte sie alle beschlagnahmt. Demzufolge waren die Strassenbahnen überfüllt.

Hitlers schrille, verzerrte Stimme brüllte fast täglich Hetzpropaganda aus dem Radio. Er beschuldigte hasserfüllt das «Internationale Finanzjudentum», die Ursache des Krieges zu sein. Er warnte die Deutschen, dass jeder lebende Jude ein Erzfeind des Reiches sei. Die Juden hatten gar keine Rechte mehr und durften keinen Besitz haben.

Selten wagte sich ein Jude noch auf die Strasse. Wir erfuhren, dass ein Bruder und eine Schwester meiner Mutter in ein Konzentrationslager gebracht worden waren. Ein anderer Bruder und seine Frau nahmen sich das Leben, um dem KZ zu entgehen. Unser Haus würde in diesem Winter von den willkürlichen Verhaftungen sicherlich nicht verschont bleiben. Mutter versuchte, zwischen ihren drei Schwestern Frieden zu stiften. Aber wenn sie sich einmischte, fielen sie zu dritt über sie her. Meine Tanten verstanden Mutters zunehmende Liebe zu Jesus nicht, von dem Pastor Hornig sagte, Er sei der jüdische Messias. Für Mutter war Christi Macht in unserem Leben zu einer Realität geworden. Sie musste von Ihm reden, denn ihr Herz war von Seiner Liebe erfüllt. Ihre Schwestern beharrten jedoch darauf, dass es stets Jesu Anhänger gewesen seien, die die Juden verfolgt hätten.

Sie behaupteten, die Nazis seien Christen, ganz einfach, weil sie die katholische oder evangelische Kirchen besucht hatten. Bei vielen eben dieser Kirchen hatte ein Ausverkauf aller Werte begonnen. Man brachte sogar Hitlers Bild auf den Altären an. Für meine Tanten war es widersinnig, Jesus anzubeten. Für sie war er ein toter Betrüger, in dessen Namen Millionen von Juden verfolgt, gemartert und getötet worden waren. «Aber das sind doch keine wirklichen Christen», behauptete ich. Ich begriff nicht, wie recht ich mit dieser Aussage hatte. «Sie sind für den schlechten Ruf der Christen verantwortlich. Christ ist in Wirklichkeit, wer eine persönliche Beziehung zu Christus hat...» «Blödsinn», fiel mir Tante Elsbeth ärgerlich ins Wort. «Alle Heiden sind Christen.»

Entweder konnten oder wollten sie nicht verstehen. Sie glaubten Pastor Hornig auch nicht als er sagte, dass viele wirkliche Christen in Europa unter Einsatz ihres eigenen Lebens den Juden halfen. Schliesslich landeten viele Gläubige selbst in KZs, weil sie irgendwo in diesem nazistischen Alptraum einem Juden geholfen hatten. «Du und deine Mutter, ihr seid Verräter unseres Volkes!» schrie Tante Friede eines Tages aufgebracht. «Ihr solltet euch schämen.»

Mutter sprach von da an nicht mehr mit ihnen über dieses Thema. Jeden Abend beobachteten ihre Schwestern jedoch missbilligend, wie sie ihr Neues Testament nahm und darin las. Sie raunten und beklagten gedämpft die Tragödie der «Blindheit» ihrer Schwester.

Weil wir die Küche mit so vielen anderen teilen mussten, assen wir erst um etwa 9 Uhr abends. Als wir uns im Vorfrühling wieder einmal zum spärlichen Abendessen hinsetzten, klopfte es hart an unsere Tür. Dann erscholl das bekannte «Aufmachen!» Wir hatten es schon einige Male im Haus gehört. Noch zwei laute Schläge folgten. Mutter ging zur Tür und öffnete resigniert. Sie blickte in die kalten Augen zweier Gestapomänner, die sie mit dem üblichen «Heil Hitler» begrüßten.

Mutter gab keine Antwort. Sie trat zur Seite, um die Nazis hereinzulassen. Meine Tanten und ich sassen wie festgefroren auf unseren Stühlen. Die zwei Männer marschierten stolz in ihren Uniformen mit dem Hakenkreuz herein.

«Wir kommen um Käte Süßmann festzunehmen. Wer ist das?» «Das bin ich», antwortete meine Tante Käte. «Was habe ich getan?»

Erleichterung und Schrecken standen in Mutters Gesicht geschrieben. Wenigstens holten sie nicht mich oder ihre anderen zwei Schwestern, die kränklich waren.

«Muss es einen Grund geben, warum man einen Juden verhaftet?» spottete einer, der sich zum Sprecher gemacht hatte. «Es genügt, dass Juden da sind. Das ist Grund genug, sie zu verhaften. Sie haben fünf Minuten Zeit um eine Tasche mit Ihren persönlichen Dingen zu packen. Mehr ist nicht erlaubt. Jetzt aber dalli!» Ich schob meinen Salat zurück. Lieber Herr Jesus, betete ich still, Tante Käte ist im Gefängnis verloren. Bitte, nimm sie schnell zu dir! Dann fiel mir ein, dass Tante Käte Jesus ja noch nicht kannte. Viele widerstreitende Gedanken wühlten mich auf. «Ich bestehe darauf, dass Sie uns sagen, warum sie festgenommen wird», behauptete sich Mutter. «Und warum sie und nicht ich?» «Ich hole die Leute bloss ab», gab der Gestapomann kalt zurück und verschränkte die Arme ungeduldig. «Ich führe nur Befehle aus. Ich stelle keine Fragen. Sie sollten das auch nicht tun! Ihre Nachbarn, die Ephraims, werden heute auch mitgenommen. Sie können morgen zur Polizei gehen. Vielleicht sagt man Ihnen, wo man sie hinbringt.»

Tante Käte packte die notwendigsten Sachen in eine braune Tasche. Sie nahm sie zur Hand, um ihrem unbekanntem Bestimmungsort entgegen zu gehen. Tränen stiegen uns in die Augen. Tante Käte sah ihrem Schicksal tapfer entgegen. Wir stellten uns an der Tür auf und umarmten sie, ehe die Gestapomänner sie in den Gang hinausstießen. In der gegenüberliegenden Wohnung packten die Ephraims still ein paar Habseligkeiten ein. Wir verstanden nicht, warum man einige Juden abholte und andere nicht. Einige Familienmitglieder wurden mitgenommen, während man die anderen in Ruhe liess. Trotzdem war für alle Juden der Alltag überall in Deutschland dem Leben in einem Gefängnis ähnlich. Die Verhaftungen schienen willkürlich zu erfolgen. Vielleicht waren sie von den Launen des diensthabenden Gestapooftiziers abhängig. Während Tante Friede, Tante Elsbeth, Mutter und ich traurig aus dem Vorderfenster auf den Tumult auf der Strasse starrten, brachte man Tante Käte die Treppe hinunter und stiess sie in einen wartenden Wagen. Tante Käte, die normalerweise sehr nervös war, blieb unglaublich tapfer. Der Wagen fuhr die Strasse hinunter und wurde immer kleiner. Der Krieg und Hitlers persönliche Rache am jüdischen Volk hatten nun auch meine engste Familie heimgesucht.

In diesem Monat wurde Bulgarien besetzt, ohne dass ein Schuss fiel. Dann war Jugoslawien an der Reihe. Bald rollten deutsche Panzer auch durch die Strassen Athens. Hitler gab den strikten Befehl, mit gnadenloser Härte vorzugehen. Bis jetzt hatte der deutsche Ehrenkodex wenigstens Zivilbevölkerung und, wenn möglich, Eigentum geschützt. Jetzt sollten die Soldaten alles und jeden vernichten. Aber solche Akte der Brutalität führten nur zu vermehrten Angriffen der Alliierten auf Deutschland. Letzten Endes zahlten die Deutschen für den Wahnsinn ihres Führers.

Alle innenpolitischen Angelegenheiten regelte Martin Bormann, der einen rücksichtslosen Angriff auf die christlichen Kirchen Deutschlands startete. Stärker als bisher fürchteten wir um die Hornigs und die anderen Gläubigen von St. Barbara. Sie würden wegen ihrer Liebe zu den Juden die Hauptziele von Bormanns Leuten sein. Kein Gottesdienst verging jetzt ohne die Anwesenheit von Gestapomännern.

Frühling 1941

Die frische Frühlingsbrise brachte uns Erleichterung. Ich begann ernsthaft zu überlegen, ob ich die Schule aufgeben sollte. Der wütende Antisemitismus wurde unerträglich. Meine Lehrer befolgten ihre Befehle und behandelten alle nicht-arischen Schüler mit besonderer Härte. Keiner der Schüler wollte es riskieren, mein Freund zu sein. Ich fühlte mich schrecklich einsam.

Als die Verhaftungen zunahmen, leerten sich die Wohnungen im Ghetto. Im Juni hörten wir das gefürchtete Hämmern an der Tür wieder. Diesmal holten sie Tante Friede. Sie war schon 73. Wieder versuchten wir unsere Tränen zurückzuhalten. Tante Friede würde der Abschied noch schwerer fallen, wenn wir um sie weinten. Wieder gab man uns keine Erklärung. Niemand nannte uns das Ziel dieser Reise. Schuld an der panikartigen Angst bei diesen Verhaftungen war vor allem die Tatsache, dass man nicht wusste, wohin die Gefangenen gebracht wurden. Ging es ins Gefängnis oder in ein Konzentrationslager? Warteten Arbeitslager, Gaskammer oder Erschiessungskommandos auf die Unglücklichen? Man erfuhr es nur selten. Oft erst dann, wenn die Zurückgebliebenen eine Postkarte aus einem Gefängnis erhielten oder die Nachricht vom Tode des Vermissten herausgeschmuggelt wurde. Das Schicksal von Millionen würde man nie erfahren. Sie wurden einfach zu kalten und unpersönlichen Statistiken.

Wir sassen still da, als Tante Friede ein paar Sachen einpackte. Mutter lächelte mir durch den Raum tapfer zu und versuchte mich zu trösten. «Sie ist eine alte, kranke Frau», protestierte Mutter dann. «Es wäre besser, Sie nähmen mich mit. Ich bin stark und gesund.» «Mein Befehl lautet, Friede Markuse abzuholen», antwortete einer der Männer. «Ich bin in einer Woche zurück», erklärte Tante Friede stur. Plötzlich waren Wanzen, das überfüllte Ghetto und unzureichende Zuteilungen gleichgültig. Wir wollten nur zusammenbleiben, zu Gott beten und darauf vertrauen, dass alles in Seiner Hand lag.

Mein Herz blutete für die Juden, die nicht an Gott, ihren Erlöser, glaubten. Sie würden im Sterben gegen Christus rebellieren und Seine Liebe beiseiteschieben.

Wir küssten Tante Friede und sahen der alten, weisshaarigen Frau zu, wie sie auf ihren arthritischen Füßen die Strasse hinunterhumpelte. Auf ihren Stock gestützt verlud man sie in den Polizeiwagen. Es war ein ergreifendes und quälendes Bild, das sich mir tief ins Gedächtnis einbrannte.

Zwei Wochen später wiederholte sich die hässliche Szene, als man Tante Elsbeth abholte. Die Gestapomänner schlugen unsere Tür ein und schrien uns dann an: «Welche von euch ist Elsbeth Süßmann?» Tante Elsbeths schwaches Herz hörte fast zu schlagen auf, als sie ihre Sachen zusammenpacken musste. Dann bezeichneten die Gestapomänner ein paar ihrer zurückgelassenen Besitztümer.

«Das ist jetzt Eigentum des Staates. Wir werden die Sachen später holen. Sie haben sie nicht anzurühren, verstanden?!»

«Die Frau hat ein schwaches Herz», wandte Mutter ein, während die Männer auf Tante Elsbeth warteten. «Sie ist in ständiger ärztlicher Behandlung und braucht dauernd Medikamente. Ist dort, wo Sie sie hinbringen, dafür gesorgt?»

«Halt den Mund!» kam es ungeduldig zurück. Die Männer gingen nervös hin und her, während Tante Elsbeth ihre Sachen verstaute. «Das genügt!» befahl einer. «Kommen Sie jetzt mit!» Tante Elsbeth war bleich vor Furcht, aber Widerstand hätte nichts genützt. Ganze Familien verschwanden nach und nach. Viele wurden in dieser Feuerprobe im Nazi-Deutschland von 1941 getrennt. Wir sahen Tante Käte, Tante Friede und Tante Elsbeth nie wieder.

Hitlers Machthunger und Blutgier fanden kein Ende. Die deutsche Armee fiel in Russland ein um die «Gefahr aus dem Osten», den Bolschewismus, zu beseitigen. Damit besiegelte Deutschland sein eigenes Schicksal. Ein Weltkrieg war unvermeidlich. Amerika warf seine ganze wirtschaftliche Macht in die Waagschale, und die Alliierten schlugen noch härter zu.

Hitler war vom baldigen Erfolg des Russlandfeldzuges überzeugt. Er ahnte nicht, dass sich der Kampf an der russischen Front endlos hinziehen würde und der deutschen Armee schreckliche Verluste zufügen sollte. Mehr als 750'000 deutsche Soldaten würden in den Unbilden des Winterfeldzuges auf dem Weg nach Moskau umkommen. Wegen der verheerenden Niederlage würden die Juden noch mehr für die Fehler Hitlers bezahlen müssen.

Sommer 1941

Mutter und ich kamen uns noch näher, als unsere eigene Sicherheit immer fraglicher wurde. Wir waren jeden Tag von neuem dafür dankbar, dass Hella sicher vor Ausbruch des Krieges nach England gelangt war. Beinahe alle unsere Freunde waren festgenommen worden. Nur noch die Sandbergs wohnten in unserem Haus. Auch zwei Freundinnen meiner Mutter, Frau Czech und Frau Wolf, Judenchristen wie wir, waren noch in Freiheit.

Immer wieder wurde Mutter zur Zwangsarbeit herangezogen. Meist war es schwere Männerarbeit. Wir waren dankbar für die Zeit, die wir gemeinsam verbringen konnten. Wir träumten von besseren Tagen, wenn wir wieder am Gemeindeleben von St. Barbara teilnehmen würden. Wir sehnten die Zeit herbei, in der Mutter mit ihren Kindern spielen oder vielleicht selber wieder heiraten würde.

«Mutter, nichts ist mit dem Schrecken zu vergleichen, wenn mitten in der Nacht die Bomben vom Himmel fallen», erzählte ich ihr, als wir an einem kühlen Sommerabend zusammen Tee tranken. «In Berlin bedeutete das Heulen einer Sirene, dass Flugzeuge ihre Bomben über uns abwerfen würden. Zuerst dachten wir uns nichts dabei; es wurde zu unserem neuen Spiel, und wir freuten uns auf den schulfreien Tag. Aber dann fiel der Putz von den Wänden und Bombensplitter drangen in die Bunker. Schliesslich detonierten Bomben in einigen Luftschutzkellern. Wir blieben jedoch immer verschont. Nur einige Gebäude in der Nähe wurden dem Erdboden gleichgemacht. Gott muss gnädig auf Breslau herabsehen. Mutter, glaubst du nicht auch, dass Jesus dich und mich beschützt hat?»

«Ja, ganz sicher», antwortete sie nachdenklich. «Zuerst war ich mir über meine Gefühle nicht klar, als Friede, Käte und Elsbeth hier waren. Ich durfte nicht mehr über meinen Glauben reden. Aber Jesus weiss, dass ich vor Ihm kein grosses Theater machen muss. Ich kann Ihm still danken. Du hast noch die Begeisterung eines Kindes, Anita. Du bist so lebhaft und voller Hoffnung. Verlier sie nie, auch wenn die Lage schlechter wird.»

«Wann wird das sein?»

«Ich weiss nicht, Anita. Aber ich glaube, Hitler hat den Mund zu voll genommen, als er Russland den Krieg erklärte. Die Amerikaner werden eines Tages in den Krieg treten und dann ist Deutschland erledigt. Aber vorher wird es noch dafür büssen, dass es Europa in solche Qualen gestürzt hat. Pastor Hornig sagt, dass Gott Sein Volk rächen werde. Wer die Juden antastet, der tastet Gottes Augapfel an. Jeder wird von Gott zur Rechenschaft gezogen werden, der Gottes Volk misshandelt. Das Schreckliche an diesem Kriege ist, dass Unschuldige den Wahnsinn der Schuldigen büssen. Und das wird Deutschland passieren.»

«Wenn wir nur beisammen bleiben können!»

«Das ist nicht sicher. Täglich werden Familien auseinandergerissen. Du weisst, wie willkürlich Menschen verhaftet werden.» Mutter schwieg einen Moment und sagte dann: «Anita, ich habe diese Woche von deinem Vater gehört. Sein Verhalten tut ihm leid. Er hat mir seine Telefonnummer gegeben, falls du oder ich verhaftet werden. Ich glaube das ist kein Trick, Anita. Es scheint ihm wirklich leid zu tun, dass er uns verlassen hat. Vielleicht kann er dir helfen, wenn du allein zurückbleibst.» Die Bitternis in mir wuchs wie ein Geschwür. Vater hätte uns viel Not ersparen können, wenn er zu uns gehalten hätte. Aber die Nazis hatten ihn so unter Druck gesetzt, dass er verständlicherweise davongerannt war, um seinen eigenen Kopf zu retten.

Mutter zog aus ihrer Geldtasche einen Zettel und gab ihn mir. «Dein Vater wird bald wieder heiraten, Anita. Aber hier hast du die Nummer, unter der du ihn erreichen kannst.» Widerstrebend nahm ich den Zettel. «Ich bete darum, dass ich sie nie brauchen werde», sagte ich ruhig. In dieser Woche zog eine neue Familie, Herr und Frau Rosen und ihr Sohn Joachim, in Ephraims alte Wohnung ein. Joachim war so alt wie ich. Die Rosens waren wie die Sandbergs orthodoxe Juden.

Joachim wurde schnell zu einem Lichtblick in meinem Leben. Wir standen an der Schwelle des Erwachsen werdens; und obwohl unsere Spiele oft kindlich waren, gingen unsere Gefühle füreinander darüber hinaus. Wir versuchten beide mit unseren 14 Jahren, die Welt der Kinder zurückzulassen. Dennoch war es nur unsere Phantasie weit, die uns das Leben im Dritten Reich erträglich machte. Wir klammerten uns an unsere Kindheit, während wir zugleich versuchten, erwachsen zu werden und zu verstehen, was um uns geschah.

Ich fürchtete Joachim zu verlieren, wenn ich zuviel über Jesus erzählte. Also biss ich mir jedesmal auf die Zunge, wenn ich mit ihm über Christus reden sollte. Soviele meiner Freunde waren gekommen und wieder verschwunden. Ich gehörte weder in die arische noch in die nazistische Welt; und meine jüdischen, nichtchristlichen Freunde akzeptierten mich nur bis zu dem Punkt, an dem Angst, Misstrauen oder ihre Vorurteile ins Spiel kamen. Ich wusste, dass ich ein guter Freund sein konnte. Jedoch musste man mir dazu erst die Gelegenheit geben.

Ich bat Jesus, meine Feigheit zu verstehen, aber statt Seines Friedens fühlte ich ein nagendes, bohrendes Drängen im Herzen. Es schien mir zu sagen, ich müsste jeden – auch Mutter – aufgeben, wenn ich Ihm folgen wollte. Das war in den Bibelstunden Pastor Hornigs auch oft so gesagt worden. Christus würde sich mit dem zweiten oder dritten Platz in meinem Leben nicht zufrieden geben. Er gab alles, will alles und schenkt wiederum alles.

Joachim wusste von meinem Glauben an Jesus, aber es war ihm egal, solange ich nicht davon redete. Er war sicher, dass es eine vorübergehende Phase war. Der Krieg würde mich davon überzeugen, dass der Messias noch nicht gekommen war.

«Angenommen, Jesus ist der Messias», folgerte Joachim an einem Sommernachmittag. «Wo ist dann der Friede, den Er bringen sollte? Die Welt ist in einem grässlichen Krieg verstrickt! Dein Jesus war ein Hochstapler. Ausserdem ist es lächerlich zu sagen, Gott hätte einen Sohn.» Und mit vor Wut zitternder Stimme wechselte Joachim das Thema.

Mit Hunderten von Fragen ging ich fast jede Woche zu Pastor Hornig. Ich besuchte, so oft ich mich in das Chaos in Breslaus Strassen wagte, den Konfirmationsunterricht. Danach trödelte ich immer, um von ihm einige Antworten auf Joachims Fragen zu bekommen.

«Der Friede, den der Messias bringt, kann ein Friede in deinem Herzen sein», erklärte mir Pastor Hornig. «Aber die Bibel sagt, dass Jesus eines Tages Sein Königreich auf Erden errichten wird. Dann wird Friede sein, und der Löwe wird neben dem Lamm liegen. Dann wird Jesus auf dem Throne Davids in Jerusalem sitzen, und alle Israeliten werden Ihn als Erlöser und Messias anerkennen! Das wird ein wunderbarer Tag sein!» «Es fällt mir schwer, meinen Glauben zu verschweigen», sagte ich dem Pastor.

«Aber viele Gläubige machen den Fehler, ihren jüdischen Freunden zu viel von Christus zu erzählen. Manchmal müssen wir sie einfach durch Liebe und Gebet für Jesus gewinnen, Anita. Gott muss ihnen klar machen, dass sie Christus brauchen. Wir dürfen nicht weiter für unseren Glauben die Trommel rühren, wenn er ihnen ein Anstoss ist. Wenn sie erkennen, dass unser Leben wirklich anders ist, dann werden sie zu fragen beginnen. Auch bei Joachim wird das so sein. Ich glaube, du hast deshalb in Deutschland bleiben müssen, Anita. Du sollst durch dein Leben vom Heiland zeugen. Hella konnte das nicht. Du musst den anderen Gottes Frieden in dir zeigen, wenn die ganze Welt um uns in Trümmern liegt. Lass dir von Satan nie deinen Frieden und deine Freude stehlen. Vergiss nicht, du bist Satan ein Dorn im Auge, weil du Gottes Volk Hoffnung geben kannst. Ich glaube fest, dass du und deine Mutter für viele Juden zum Zeugnis werdet, ehe der Krieg vorbei ist. Jeden Tag habe ich weniger Hoffnung, euch beide aus Deutschland wegzubringen. Gott scheint mir zu zeigen, dass ihr zwei hierbleiben und von Ihm zeugen sollt.»

Pastor Hornigs Worte über mein Bleiben in Deutschland bestätigten mir nur, was ich im Herzen schon wusste.

«Warum müssen die Juden denn am meisten leiden? Ist es, weil wir Jesus getötet haben?»

«Unsere Sünde hat Jesus getötet, Anita. Es gehört zu Gottes Heilsplan, dass Jesus für unsere Sünden gestorben ist. Ausserdem hätten die Römer die Kreuzigung verhindern können, aber sie taten es nicht. Sie liessen einen Unschuldigen sterben und sie wussten es.»

Joachim und ich verbrachten die letzten Wochen des Sommers zusammen. Es lagen schlimme Zeiten vor uns. Bald musste ich zurück aufs Gymnasium und Joachim auf seine rein jüdische Schule.

Brütende Augustsonne lag über der Stadt. Wir spielten oft in den schmutzigen Gängen oder im übelriechenden Keller unseres Hauses. Joachims verblichener gelber Stern liess ihn sofort als Juden erkennen. Deshalb zog er es vor, nicht hinauszugehen.

«Wir werden immer Freunde sein», versicherte er mir eines Tages. Wir sassen auf der Treppe vor unserem Haus. «Wenn der Krieg vorbei ist, gehen wir zusammen ins Theater und an andere schöne Plätze. Versprichst du, mir zu schreiben, wenn wir jemals getrennt werden?»

«Ich verspreche es. Aber wir müssen darum beten, dass der Krieg zu Ende ist, bevor wir getrennt werden. Schau dir unser verlassenes Ghetto an.» Ich wies auf die menschenleere Strasse. «Es ist schon fast alles fort.»

Wenn doch Joachim nur begreifen würde, dass wir den gleichen Gott anbeteten und auf denselben Messias hofften. Unser Glaube war gemeinsam auf dem Alten Testament fundiert. Und doch brachte der Neue Bund das Entscheidende.

Solange Mutter und Joachim bei mir waren, war das Leben im brütend-heissen Ghetto erträglich. Wenn ich mich abends hinlegte, kam eine unerklärliche Ruhe über mich. Vielleicht war es nur ein Gefühl der Sicherheit, weil Mutter, Pastor Hornig, die anderen Gläubigen und Joachim mich liebten. Was es auch war, ich war gewiss, Gott gab es uns als besonderes Geschenk. Das war Sein Weg, mich für das Leben im Hitlerdeutschland zu entschädigen. Vielleicht war das Gottes Stimme, die leise sagte: «Ich liebe dich, Anita Dittman. Und ich beweise dir meine Liebe, indem ich dir Menschen schicke, die dich sehr lieben. Auch wenn du allein bleibst, werde ich dir meine Liebe auf ganz besondere Art zeigen. Ich will dich nie verlassen.»

Mit dieser ruhigen Gewissheit schlief ich dann friedlich ein. Ich konnte tief und sicher schlafen, obwohl unsere Ahnung sich immer mehr bestätigte, dass noch schlimme Zeiten für Deutschland und uns zwei kommen sollten.

Herbst 1941

Ich konnte das Leben auf dem Gymnasium nur deshalb ertragen, weil meine neunzehnjährige Lehrerin, Helga Fritsch, die Nazis insgeheim hasste und mich nicht quälen wollte. Sie ging sogar das Risiko ein, mich im Herbst 1941 zu einer Feier zu sich nach Hause einzuladen. Inmitten der Not war dies ein neuer Beweis von Gottes Güte.

Pastor Hornig versicherte mir weiterhin, dass genug Geld da sei, um mein Schulgeld und die teuren Bücher zu bezahlen. Mehr denn je war ich überzeugt, dass die Hornigs selbst meine Ausbildung bezahlten. Mutter kam jetzt oft lange nach Einbruch der Dunkelheit von ihrer schweren Arbeit zurück. Meist verdiente sie nur wenige Pfennige in der Stunde. Ich ertrug es kaum, in eine dunkle, leere Wohnung heimzukommen.

Als der Herbst in den frühen Winter übergang, hörten wir von aufschreckenden Ereignissen. Paerl Harbor wurde angegriffen und Hitler erklärte den LISA den Krieg. Als Mutter an jenem Abend nach Hause kam, erkannte ich an ihrem Gesichtsausdruck den Ernst der Lage. Wie Mutter geahnt hatte, war Amerika in den Krieg eingetreten. Deutschland würde dies nicht verkraften. Das war nicht mehr länger ein europäischer Krieg; es war ein Weltkrieg daraus geworden. Als die Schlachten an den Fronten immer blutiger wurden, nahmen auch die Judenverfolgungen härtere Züge an.

«Joachim», rief ich aus, als ich ihn an diesem Abend im Gang traf. «Hast du die Meldungen gehört? Amerika ist in den Krieg eingetreten!»

«Vielleicht werden sie ihn beenden», meinte er optimistisch.

«Ist das ein Glück im Unglück für uns? Was meinst du?»

Aber als ich zwei Tage später das Haus verlassen und zur Schule gehen wollte, polterte die Gestapo wieder unsere Treppe hinauf. Ihre blanken Stiefel marschierten herausfordernd den Gang entlang. Die Hausbewohner zitterten und jeder erwartete das verhasste Hämmern an der Tür. Wenn die schweren Tritte an einer Wohnung vorbeingingen, seufzte man

drinnen vor Erleichterung auf. Wer verschont blieb, litt jedoch mit denen, die diesmal an der Reihe waren. Heute hämmerte die Gestapo an Rosens Tür.

Sie drangen in die Wohnung der Rosens ein, die auf der anderen Gangseite lag. «Ihr habt fünf Minuten Zeit um eure Sachen zu packen», ertönte der bekannte Befehl. «Ihr drei kommt mit zur Synagoge. Jeder kann eine Tasche mitnehmen. Ihr habt keine Fragen zu stellen. Tut, was man euch sagt, und es ist euer Vorteil.» «Mutter», flüsterte ich. Die Tränen schossen mir in die Augen. «Sie nehmen Joachim und die Rosens mit!»

«Du wusstest, dass es so kommen würde, Anita.»

Ich litt Qualen, weil ich ihm nicht von Christus hatte erzählen können. Meine unglaubliche Feigheit war schuld daran. Auch wenn Pastor Hornig sagte, wir sollten Christus mehr durch unser Leben als durch Worte bezeugen. Ich fand keine Entschuldigung dafür, dass ich nicht versucht hatte, Joachim mehr von Jesus, meinem Erlöser, zu erzählen.

«Man bringt sie zur Synagoge», teilte ich Mutter mit, die sich zur Arbeit fertig machte. «Ich werde ihn heute Abend besuchen, Mutter. Ich muss ihm «Auf Wiedersehen» sagen.»

Nur eine Synagoge in Breslau hatte die Brände von 1938 und 1939 überstanden. Inzwischen wurde sie in ein Gefängnis für Juden umgewandelt, eine Art Zwischenstation zu den Konzentrationslagern.

Ich konnte Mutters Gedanken an ihren Gesichtszügen ablesen. Sie wollte mir verbieten, Joachim zu besuchen. Als sie mich jedoch weinen sah, schwieg sie. Vielleicht war diese Beharrlichkeit später einmal meine Rettung.

«Ihre Möbel gehören jetzt dem Staat», hörte ich einen der Männer zu unseren Freunden sagen.

Ich wusste, dass Joachim sich von uns verabschieden wollte, aber es war unmöglich. Die Gestapo hatte keine Zeit für diese Sentimentalität. Die Verhaftungen gingen schnell vor sich. Man schleppte die Juden zu Sammelplätzen, wo sie manchmal tagelang warten mussten, ehe man sie nach Bergen-Belsen, Treblinka, Dachau, Auschwitz, Theresienstadt oder in ein anderes berüchtigtes Lager deportierte.

Die Rosens sprachen kaum ein Wort. Schweigend packten sie ihre Sachen. Schliesslich hörte ich, wie ihre Haustür geschlossen wurde und sie den Gang hinuntergingen. Ich lief zum Vorderfenster und spähte hin-

aus. Sie stiegen in einen schneebedeckten Polizeiwagen ein. Joachim blickte nicht einmal zu mir herauf. Ich wusste, dass er mich und unsere Freundschaft nicht verraten wollte. Meine Blicke folgten dem bekannten Polizeiauto, als es wieder die Strasse hinunterfuhr. Bald waren nur noch die grauen Schwaden der Auspuffgase in der kalten Morgenluft zu sehen.

Nach der Schule machte ich mich auf den Weg zur baufälligen Synagoge. Während ich frierend im kalten Dezember wind durch die Strassen ging, dachte ich daran, wie widersinnig das Leben im Dritten Reich war. Beim bevorstehenden Weihnachtsfest würden die Deutschen die Geburt Jesu feiern. Und doch buhlten sie um die Gunst der gottlosen Nazis. Frieden, Freude, Liebe und Hoffnung des Weihnachtsfestes waren im Hitlerdeutschland nicht mehr sichtbar. Wenige gaben ihren flüchtigen Traum vom wunderbaren tausendjährigen Reich auf. Nur vereinzelt waren Menschen bereit, an eine Niederlage zu denken. Auch nicht angesichts des brennenden Berlins, über dem der Rauch acht Kilometer hoch stand. Auch nicht die unzähligen deutschen Soldaten, die an der russischen Front starben, brachten Deutschland zum Umdenken. Die Russen waren jetzt dazu übergegangen, die Namen der deutschen Kriegsgefangenen über Untergrundstationen nach Deutschland zu senden. Bei diesen zermürbenden Berichten wusste man, dass die Genannten nie wieder heimkehren würden. Die Lager in Sibirien gaben keinen wieder frei.

Ich wickelte mich in meinen Schal, als der eisige Wind mir ins Gesicht peitschte. Meine Finger waren wie erfroren. Wenn ich Joachim nur noch einmal sehen könnte! Fast eine Stunde musste ich laufen, bis die Lichter der Synagoge vor mir aufleuchteten. Man hatte hastig einen Zaun um das Gebäude errichtet. Einige Gestapomänner und SS-Leute standen Wache.

«Bitte, lieber Gott, lass mich hineinkommen und Joachim noch einmal sehen», betete ich, als ich näherkam. «Diesmal erzähle ich ihm von Deinem Sohn. Vielleicht hört er mir jetzt in seiner Angst zu.»

Zum ersten Mal wünschte ich mir, von der Gestapo bemerkt zu werden, damit ich nicht zu rufen brauchte. Sie schwatzten miteinander und gingen im Gebäude ein und aus. Ich hörte sie lachen und über die armseligen Vertreter der Menschheit witzeln, die in der Synagoge gefangen sassen. Endlich entdeckte mich einer.

«Was willst du, Kleine?» rief er, als ich mich gegen das Einfahrtstor lehnte.

«Ich möchte meinen Freund Joachim Rosen sehen. Ich habe eine wichtige Nachricht für ihn. Es dauert nur eine Minute.»

Er schlenderte mit einem Grinsen zu mir: «Wo der hingehst, da ist es egal, ob er deine Nachricht bekommt oder nicht.» Er legte sein Gewehr an, als sei er an der Front.

«Sie können dabeisein, wenn ich ihm die Nachricht bringe», beharrte ich höflich. Der Wachtposten musterte mich durch die Gitterstäbe einige Sekunden lang. Weil ich keinen Davidsstern trug und blondes Haar hatte, erkannte er mich offensichtlich nicht als Jüdin.

«Was für eine Nachricht ist das? Sag's mir und ich werde beurteilen, ob es wichtig ist oder nicht.»

«Ich möchte ihm nur sagen, dass ich ihn liebe.»

«Warum sollte ein so hübsches Mädchen wie du einen Juden lieben?» fragte er verärgert. «Weisst du nicht, dass es gegen das Reich ist, einen Juden zu lieben?»

Ich war wegen meiner Ehrlichkeit wirklich in Schwierigkeiten geraten. Man konnte sofort erschossen werden, wenn man mit Juden sympathisierte.

«Na los, mach schon!» befahl er und öffnete das Tor. «Du hast genau drei Minuten Zeit, deine blöde Nachricht zu überbringen. Dann aber schleif' ich dich hinaus.»

Ich rannte an den Posten vorbei, lief durch die Vordertür und blieb abrupt stehen, als ich gegen diese Wand der Verzweiflung lief. Die Synagoge war schwach beleuchtet. Hunderte von Juden sassen auf dem strohbedeckten Boden. Kinder und Babies schrien vor Kälte und Hunger. Einige Erwachsene unterhielten sich mit der Familie oder mit Freunden, um die Spannung zu mindern. Die meisten jedoch starrten mit leeren Augen vor sich hin. Wenigstens hatte man diesmal ganze Familien mitgenommen und würde sie wahrscheinlich zusammen ins Gefängnis schicken. Sogar die Alten – bärtige Männer und gebrechliche Frauen – sassen am Boden. Alle fügten sich in ihr ungewisses Schicksal.

Als ich die Rosens endlich in einer Ecke entdeckte, waren meine drei Minuten schon fast um. Joachim sah mich in der Türe stehen. Wir rannten aufeinander zu und fielen uns in die Arme.

«Was tust du hier, Anita?» schimpfte Joachim. «Wie kommst du hierher? Weisst du nicht, wie gefährlich das ist?»

«Das ist mir gleich. Ich musste dir «Auf Wiedersehen» sagen. Ich bin sicher, Jesus wird dich beschützen, Joachim! Vielleicht können wir uns hier in Breslau wieder sehen, wenn der Krieg vorbei ist.»

«Ja, aber jetzt mach, dass du hier rauskommst, Anita. Sie könnten zumachen und dich auch hier einsperren. Sie würden sich die Fahrt zu eurer Wohnung sparen.»

Er legte den Arm um mich und küsste mich auf die Wange.

«Ich liebe dich, Anita. Wir treffen uns, wenn der Krieg vorbei ist.

Ich werde dich irgendwie finden. Geh jetzt.»

«Joachim, Jesus liebt dich sehr. Ich auch.» Er schubste mich weg, als der Gestapomann auf mich zukam.

Der Posten nahm mich am Arm und eskortierte mich hinaus. «Verschwinde, Kleine. Eigentlich müsste ich dich anzeigen. Aber weil bald Weihnachten ist, werde ich es nicht tun. Geh heim!» «Danke, Jesus», betete ich still.

Der Wind blies mir ins Gesicht, als ich mich heimkämpfte. Ich dachte an die wunderschönen Monate, die ich mit meinem Freund Joachim verbringen durfte. Er würde immer einen besonderen Platz in meinem Herzen haben. Wenn ich an ihn dachte, kam stets ein seltsames Gefühl von Frieden über mich. Das blieb so, obwohl ich ihn nie wieder sah!

Frühling 1942

Im Frühling 1942 konzentrierte sich Hitler ganz auf die russische Front, obwohl das Afrikakorps immer weiter in den von den Briten gehaltenen Nahen Osten vordrang. Jetzt bombardierten auch amerikanische Flugzeuge deutsche Städte. Köln, Rostock, Lübeck und Berlin sollten sich in den kommenden Wochen und Monaten in riesige Schutthaufen verwandeln. Aber die Flugzeuge waren, Gott sei Dank, noch nicht über Breslau aufgetaucht.

Der Frühling brachte schöne und bittere Ereignisse. Unsere Freunde, die Sandbergs, wurden schliesslich auch abgeholt. Wir erinnerten uns voller Trauer, wie sehr sie sich gewünscht hatten, ihre zwei Söhne wiederzusehen, die vor dem Krieg nach England geflohen waren.

Im Mai wurde ich 15 und schloss meinen Konfirmandenunterricht bei Pastor Hornig ab. Mutter kratzte ein paar Pfennige für ein nettes weisses Kleid zusammen. Vor allen Gläubigen von St. Barbara prüfte mich Pastor Hornig. Es war ein schöner Moment in meinem Leben. Ich war überglücklich, als ich zu Mutters und Pastor Hornigs grosser Freude alle Fragen richtig beantwortete. Mutter blickte stolz auf mich. Meine Augen gingen zwischen Mutter und Pastor Hornig hin und her. Beide sahen mich voller Lob zustimmend an. Es war das schönste Geschenk, das ich ihnen hatte machen können.

Ich entdeckte aber auch ein fremdes Gesicht in der Menge. Wir erfuhren später, dass es ein Spitzel war. Es war ein offenes Geheimnis in Breslau, dass Pastor Hornig Juden half, ob sie nun Christen waren oder nicht. Oft folgten ihm Gestapoleute und setzten sich zum Gottesdienst in die Kirche um jede etwaige Äusserung gegen die Nazis zu melden.

Kurz nach meiner Konfirmation bekam ich wieder einmal die bekannte Mitteilung, dass ich als Jüdin nicht mehr zur Schule kommen dürfe.

In derselben Woche befahl die Gestapo Mutter, sich in einer Konservenfabrik zur Zwangsarbeit zu melden. Man würde ihr ein paar Pfennig pro Stunde zahlen. Dafür musste sie zehn Stunden lang von Hand Zwiebeln schälen, eine Krauthobelmaschine bedienen und schwere Kisten schleppen. Ihre Nachtschicht dauerte von 22 Uhr bis 8 Uhr morgens. Wenn sie am Morgen nach Hause kam, hatte ich schon eine Kleinigkeit gekocht. Ihre Augen waren von den Zwiebeldämpfen rot und geschwollen. Ihr Rücken schmerzte vom Schleppen der schweren Kisten.

In dieser Zeit starb Reinhard Heydrich. Er war einer vom Eichmann-Himmler-Heydrich Trio, das sich die Judenverfolgung ausgedacht hatte. Das Blut von tausenden, vielleicht millionen Juden klebte an seinen Händen.

Anfang Sommer war der Führer der uneingeschränkte Herrscher Europas. Von der Wolga bis zum Ärmelkanal standen die deutschen Truppen. Ägypten war gefallen und auch in Russland waren die Truppen im Vormarsch. Dennoch sollte der deutsche Angriff bei Stalingrad zum stehen kommen.

Mutter und ich dankten Gott jeden Tag für unsere herrliche Freiheit. An den Massstäben der übrigen Welt gemessen erlitten wir schreckliche Verfolgungen und Nöte. Für deutsche Verhältnisse jedoch waren wir wunderbar reich und frei. Eine Stadt nach der anderen rühmte sich, judenfrei zu sein. Mutter und ich lebten noch! Jeder war beglückt über die Nähe des andern. Die Gemeinde vermittelte uns Geborgenheit und Schutz. Aber unser Glück schien so zerbrechlich. Wie lange würde es noch dauern? So lange wir beisammen waren, genossen wir jede Minute. Meine Tage waren lang und eintönig. Mutter schlief tagsüber und ging am Abend zur Arbeit. Es war ein Wagnis, sich draussen aufzuhalten. Die Jugendlichen von St. Barbara wagten nicht, das jüdische Ghetto zu betreten und sich öffentlich zu uns zu bekennen. Alle meine jüdischen Freunde und Spielgefährten waren fort. Eine seltsame, drückende und unheimliche Atmosphäre lastete über Breslau. Vielleicht über ganz Deutschland. Es war, als ob sämtliche Dämonen und höllischen Mächte Deutschland als Tummelplatz ausgesucht hätten.

Seltsam, oft wenn ich meine Einsamkeit am stärksten spürte, durfte ich Seine Liebe und Fürsorge in besonderem Masse erfahren. Er war auch in unserer Situation der Herr über allem. Seine schützende Hand über Mutter und mir war nur ein winziges Sandkorn auf dem riesigen Strand Seiner Liebe und Seiner Bewahrung.

Herbst 1942

Ich war fast glücklich, als man mir befahl, mich im Herbst 1942 bei der Konservenfabrik zur Zwangsarbeit zu melden. Mutter und ich sollten nun beide in der Tagschicht arbeiten. Wir dankten Gott, dass wir wieder mehr zusammen sein konnten. Nun mussten wir sechs Tage in der Woche zehn Stunden lang arbeiten. Unser Tag begann um 5.30 Uhr mit einer langen Strassenbahnfahrt durch das menschenleere Breslau. Dann mussten wir noch ein gutes Stück bis zur Fabrik gehen. Um 7 Uhr morgens war Schichtbeginn.

Die Arbeit war mühsam und eintönig. Den ganzen Tag über schälten und schabten wir Zwiebeln und Karotten. Unsere Haut wurde von den Zwiebeln schwarz und unsere Augen schmerzten ständig. Die Arbeit hatte aber auch Vorteile. Wegen des starken Zwiebelgeruches liessen uns die Aufseher in Ruhe. So konnten wir ungestört miteinander schwatzen. Wir beteten, redeten und träumten von einer besseren Zukunft. Wenn der Hunger zu gross wurde, assen wir manchmal eine Zwiebel.

Weil ich jung und stark war, liess man mich oft in anderen Abteilungen schwere Arbeit verrichten. Manchmal schleppte ich Säcke mit 50 Kilogramm Äpfeln. Dann konnte ich zu meiner Freude ein oder zwei Äpfel zum Mittagessen stehlen. Die roten, saftigen Äpfel wurden im hungerten Deutschland mit Gold aufgewogen. Die meisten Arbeiterinnen waren Jüdinnen. Sie waren die letzten, die noch in Breslau verblieben waren. Einige waren Christen wie wir, deshalb waren sie noch in «Freiheit». Manche von ihnen hatten durch Pastor Hornig Christus kennengelernt. Die meisten der Arbeiterinnen waren jedoch Jüdinnen, die auf ihren Abtransport warteten. Fast jeden Tag kam eine nicht mehr zur Arbeit. Wir alle wussten was geschehen war. Wenn Mutter und ich von Jesus, dem jüdischen Messias sprachen, hörten einige zu. Die meisten der Frauen hatten jedoch jeglichen Glauben an Gott verloren. Zu viel Hass und Schmerz waren ihnen begegnet, als dass sie glauben konnten, Gott würde das zulassen.

«Entweder ist Gott Liebe oder es gibt keinen Gott», äusserte eine der Frauen. «Ganz sicher liesse ein Gott der Liebe dies alles nicht geschehen. Gott ist also nur ein Fluchtweg für Neurotiker, Ängstliche und Einsame.»

Auch heute noch vertreten viele Juden wegen dieser grausamen Verfolgungen diese Meinung. Satan lässt sie immer wieder über diesen Stein stolpern. Ein liebevoller, allmächtiger Gott könnte soviel Schreckliches nicht zulassen. Doch soll man den Architekten anklagen, der ein Haus wunderbar erstellt hat, wenn die entfesselten Mächte der Finsternis dieses zerstören? Gott lässt dem Menschen seine Freiheit – auch die Freiheit, Böses zu tun.

Mit dem Einbruch des Winters wurde unsere Arbeit noch mühevoller. Die Kälte machte uns sehr zu schaffen. Der Teil der Fabrik, in dem wir arbeiteten, war kaum geheizt. Jeden Morgen war die Strassenbahn überfüllt, so dass wir im Freien stehen mussten. Noch bevor unser langer Arbeitstag begann, waren wir bis auf die Knochen durchgefroren. Ich stopfte meine Schuhe mit Zeitungspapier aus, um sie zu isolieren. Trotzdem «taute» ich selten über Nacht auf. Am nächsten Morgen musste ich wieder aufstehen und der Kreislauf begann von neuem. Jeden Abend stellten wir uns für die jämmerlich kleinen Zuteilungen an. Die Warteschlangen waren lang und die Menschen ungeduldig. Es war egal, ob man Jude, Christ, Nazi oder Atheist war; alle mussten anstehen und bekamen nur ungenügend zu essen. Trotzdem wagte keiner in der Schlange, sich zu beschweren, obwohl manche insgeheim dem Führer misstrauten. Als die Deutschen erfuhren, dass immer mehr ihrer Verwandten und Freunde in den brennenden Städten und an der Front umkamen, begann ihre Loyalität dem Führer und seinem Reich gegenüber abzubröckeln.

In diesem Winter wurden wir gezwungen, auch an Sonntagen zu arbeiten und kamen so um unseren kostbaren Gottesdienst. Das Leben wurde zu einer monotonen Folge von Arbeiten und Schlafen. Die Angst war unser ständiger Begleiter.

Mutter und ich arbeiteten Seite an Seite und beteten dabei für Hella, die Sandbergs, die Rosens, Tante Friede, Tante Elsbeth, Tante Käte und für Vater. Immer wieder baten wir Gott, uns weiterhin gnädig zu sein. Noch hatten wir das gefürchtete Hämmern der Gestapo nicht an unserer Tür gehört.

Wir hatten auch allen Grund zu danken. Obwohl die Flugzeuge der Alliierten den Himmel über Deutschland wie Heuschreckenschwärme verdunkelten, war Breslau noch nicht bombardiert worden. Wir dankten Gott für die Siege der Alliierten und ihre plötzliche Stärke in Afrika, Russland und Europa.

Im Dezember versetzte man mich ins Büro der Fabrik. Ich musste hier Routinearbeiten erledigen. Ich verliess Mutter nur ungern. Doch das Büro war geheizt und ich konnte sitzend arbeiten. Unser Chef schien mich zu mögen. Dennoch zweifelte ich an seinen Motiven. Da die meisten Büroangestellten Deutsche waren, fragte ich mich, wie ich wohl mit ihnen auskommen würde. Vielleicht wäre es besser, im Elend unter Gleichgesinnten zu frieren. Bereits am ersten Tag an meinem neuen Arbeitsplatz merkte ich, dass ich wahrscheinlich meine Mahlzeiten mit den Deutschen einnehmen müsste. Ich wollte jedoch weiterhin meine Freizeit mit meinen jüdischen Freunden verbringen. Als es zur Mittagspause pfiiff, ging ich stumm am deutschen Pausenraum vorbei und auf den jüdischen zu. Mein Chef war über meinen Eigensinn erbost. Wütend schrie er mir nach: «Anita! Was glaubst du, wohin du gehst?» «Ich will bei Mutter und meinen Freunden sein», gab ich zur Antwort und drehte mich um.

«Ich verbiete dir das! Du gehörst hierher zu uns.»

«Diese Juden sind meine Verwandten. Wenn ich nicht mit ihnen essen darf, dann schicken sie mich bitte zur Arbeit in die Fabrik zurück. Ich verzichte auf ihr bequemes Büro, wenn ich dafür diese Leute aufgeben muss.»

Mein Chef knallte die Faust auf den Tisch. Alle erstarrten.

«Ich werde dich der Gestapo melden!»

«Bitte, tun Sie das, Herr Görlitz.» Ich war ganz ruhig. «Darf ich also jetzt zur Arbeit in die Fabrik zurück?»

«Ich brauche dich im Büro, Anita. Überleg dir das nochmals und bleib von den Juden weg.»

«Nie, Herr Görlitz. Nie. Das ist mein Volk.»

Ich drehte mich um und betrat den jüdischen Pausenraum. Herr Görlitz hielt mich nie wieder zurück. Dennoch arbeitete ich weiter im Büro. Er zeigte mich auch nicht bei der Gestapo an, sondern behandelte mich sogar mit Respekt und Bewunderung, weil ich bereit war, die bequeme Büroarbeit gegen die Schwerarbeit unter den Juden der Fabrik einzutauschen.

Meine Mutter wusch mir gehörig den Kopf, als ich ihr von dem Vorfall erzählte. «Du darfst bei den Nazis nicht aufbegehren. Wir beide leben von geborgter Zeit. Du darfst unsere Verhaftung nicht beschleunigen.»

«Wenn ich dich und die anderen verleugnen muss, kann ich nicht anders. Den Blicken nach zu schliessen, die Herr Görlitz mir zuwirft, sieht er in mir mehr als nur eine Bürokraft. Lieber würde ich sterben, als ihn

nur einen Moment glauben zu lassen, dass er oder seine Nazipartei mich interessiert.»

«Sei vorsichtig und stoss' ihn nicht vor den Kopf. Behandle ihn mit höflicher Kühle und versuche Zeit zu gewinnen.»

Doch nach dieser Auseinandersetzung liess mich Herr Görlitz in Ruhe. Ungestört ass ich mittags mein karges Mahl im Kreise meiner Leidensgenossen. Ein altes Sprichwort lautet: «Der Feige wird von Freund und Feind verachtet, der Mutige jedoch wird sogar von seinen Feinden bewundert.» In meinem Fall erwies es sich sogar als wahr.

Februar 1943

Deutschland erlitt im Februar 1943 eine entsetzliche Niederlage bei Stalingrad. 220'000 deutsche Soldaten gingen in russische Gefangenschaft. Während der dreitägigen Staatstrauer erklang ernste Musik aus dem Radio. Jetzt erlitt Deutschland denselben Schmerz, den es bisher anderen zugefügt hatte.

Man hörte auch von Niederlagen in Nordafrika. Der Luftkrieg gegen Deutschland wurde mit gnadenloser Härte geführt. Über Hamburg und andern Städten, die Tag und Nacht bombardiert wurden, lag eine dichte Rauchsicht. Durch den Grosseinsatz der Alliierten auf deutsche U-Boote verlor Deutschland die Schlacht im Atlantik. Schliesslich forderten die Alliierten die bedingungslose Übergabe des Reiches. Für Hitler war das ein undenkbares Ansinnen. Er erklärte, dass jede defaitistische Handlung mit dem Tode bestraft würde. Jene geheuchelte Propaganda, die Deutschland ruhmreiche Tage versprach, ertönte wieder aus dem Äther.

Hitler bezeichnete die Russen als «Untermenschen» und versprach ihnen die baldige Niederlage. Man impfte den deutschen Soldaten ein, das Leben eines Russen sei wertlos. Alle Kräfte sollten ohne Rücksicht auf Verlust gegen Russland geworfen werden. In seiner Rede forderte er sogar den Tod von unschuldigen Frauen und Kindern, wenn es nötig sei.

Wie lange wollten die Deutschen noch an den Traum eines glorreichen Vaterlandes glauben? Wie lange würden sie diesem verrückten Rattenfänger noch folgen? Wie lange würden sie ihm Söhne, Männer und Väter noch anvertrauen, von denen viele nie wieder die sibirischen Kriegsgefangenenlager verlassen sollten? Wie lange wollten sie noch blind dem Führer gehorchen, der keinerlei Achtung vor einem Menschenleben hatte? Er opferte sogar bereitwillig seine eigenen Landsleute, wenn sie nicht perfekte Vertreter der arischen Rasse waren. Beschleunigten die Gebete der Christen in der Welt den Sturz dieses Demagogen? Wie lange noch, o Gott? Nur ein Eingreifen Gottes konnte die Verzweiflung

Aber die Deutschen gruben weiterhin ihre Städte aus den Trümmern, schnallten den Gürtel enger und sangen patriotische Lieder über das Reich. Sie hörten damit auch nicht auf, als die Namen der 90'000 deutschen Soldaten, die in russische Kriegsgefangenschaft geraten waren, nach Deutschland gesendet wurden.

In diesem Winter wurden Mutter und ich in die Weinabfüllerei Oberhammer versetzt. Seite an Seite mit einer Handvoll noch in Breslau verbliebener Juden leisteten wir Schwerarbeit. Hier arbeiteten mehr Judenchristen als in der anderen Fabrik und so konnten wir uns einige Tage an der Gemeinschaft mit ihnen freuen. Von 7-17 Uhr wuschen wir Weinflaschen aus, ehe wir die riesigen Kisten luden, die zweimal so gross wie ein Sarg waren. Diese schleppten dann zwei von uns Frauen bis zum Lift, der einige Meter entfernt war und die Flaschen weiter beförderte, bis sie schliesslich wieder mit Wein gefüllt wurden. Da wir nicht mehr durch den Gestank der Zwiebeln geschützt wurden, mussten wir uns vor dem Aufseher in Acht nehmen. Aber jedesmal, wenn er sich entfernt hatte, schnatterten wir so wild drauflos, als ob diese Unterhaltung unsere letzte wäre.

«Es ist ein Wunder, dass Gott uns mit so wenig Essen bei Kräften erhält», flüsterte ich Mutter zu. Ich blickte Mutter an, die von der Zwangsarbeit dünn und vorzeitig gealtert war. Dennoch liess sie sich nicht unterkriegen und war für einige der anderen Arbeiterinnen ein geistlicher Rückhalt. Nie zeigte sie den Nazis gegenüber Hassgefühle. Ich staunte immer wieder, wie Gott jede Bitterkeit und jede Wut aus unseren Herzen austilgte.

«Gott wird uns bald durch die Alliierten befreien, Anita», tröstete mich Mutter. «Aber wir müssen beten dass dies vor der «Endlösung» geschieht.» Hitlers Plan zur Endlösung des Judenproblems war uns allen bekannt.

Ich sehnte mich danach, meine Ausbildung fortzusetzen und träumte davon, Chemie zu studieren oder mit kleinen Kindern zu arbeiten. Wenn ich jedoch die Schule nicht beenden konnte, würden sich alle meine Hoffnungen und Träume zerschlagen. In Deutschland hatten es Ungebildete nicht leicht. Obwohl Mutter und ich noch immer von einer Flucht nach England träumten, war mir klar, dass ich dort als ungelernte Arbeiterin auch nicht viel mehr Chancen hätte. Wenn ich mir vorstellte, den Rest meines Lebens in der Fabrik verbringen zu müssen, dann schien mir das noch schlimmer als ein Leben unter der Naziherrschaft.

Ich fühlte, dass Gott mir Gaben geschenkt hatte, die ausgebildet und gefördert werden sollten. All meine Wünsche schienen unter der Hakenkreuzfahne unerreichbar zu sein. Das trieb mich noch mehr ins Gebet. Als der Frühling ins Land zog, hörten wir, dass die Alliierten den Krieg in Afrika gewonnen hatten. Unsere Hoffnung wuchs. Je mehr Niederlagen Deutschland erlitt, umso härter wurden unsere Überwacher. Wir durften während des langen Arbeitstages kaum ein Wort wechseln. Nur hungrige Ratten, die über die Balken über unseren Köpfen liefen, durchbrachen die Monotonie. Mutter und ich entwickelten eine andere Kommunikationsmöglichkeit. Wie arbeiteten tagtäglich zusammen und verstanden den Gesichtsausdruck oder die Körperhaltung der andern. An der Spannung die in der Luft lag, spürten wir, welchen Verlauf der Krieg nahm. Gerüchte waren zu hören, dass die KZs im folgenden Jahr aufgelöst werden sollten. In den Lagern wurden Millionen von Juden aus ganz Europa gefangen gehalten.

An einem milden Frühlingstag zerschlugen sich plötzlich sämtliche Träume. Das Warschauer Ghetto war zerstört worden. 500'000 Juden lebten dort zusammengepfercht fast ohne Nahrung. Schliesslich betraten die Deutschen das Ghetto, um sie zu erschiessen oder zum Abtransport in die Vernichtungslager zusammenzutreiben. Die hungernden Juden wehrten sich verbissen mit allen Mitteln. Dann marschierten 3'000 Soldaten auf. Mit gepanzerten Fahrzeugen, Artillerie, Flammenwerfern und Panzern wollten sie den Aufstand niederschlagen. Nur 500 Juden überlebten, um von der Vernichtung des Ghettos und seiner Bewohner zu erzählen.

Unsere Herzen waren schwer. Gab es überhaupt noch Hoffnung? Tränen der Wut und Trauer schnürten uns die Kehle zu. Unsere Herzen waren voller Abneigung gegen die Nazis. Unser Glaube war erschüttert und unsere Hoffnung zerschlagen. Die Atheisten unter den Juden fluchten. Die andern zogen sich ins Schneckenhaus zurück. Die religiösen Juden flehten zu Gott und fragten nach dem «Warum». Wir Judenchristen trösteten einander und erkannten, dass wir die Antwort darauf erst im Himmel erfahren würden.

«Wir wollen nicht nur für das Ende des Krieges beten, Anita», sagte Mutter eines Abends. «Auch wenn der Krieg zu Ende ist, so ist doch die Gefahr noch nicht vorbei. Gott wird unser Land richten und auch Unschuldige werden leiden, Anita. Bitten wir Gott, dass er uns mit Seiner

wunderbaren Liebe umgibt und schützt, wenn die Angriffe der Alliierten über uns hereinbrechen.

Wir vermissten die geistliche Nahrung und die Gemeinschaft der anderen Gläubigen. St. Barbara war wirklich ein Hafen der Ruhe gewesen.

«Diese geistliche Isolation tut mir sogar noch mehr weh als die physische Entbehrung», gestand mir Mutter am selben Abend. «Mein Körper hat sich an zu wenig Essen und Schlaf gewöhnt, aber ich kann mich nicht an die geistliche Unterernährung gewöhnen.»

Ich merkte, wie Mutter sich nach der Gemeinschaft und den Ermutigungen anderer Gläubiger sehnte. Trotzdem wurde mir klar, dass ihr Glaube ohne den Krieg mit all seiner Sinnlosigkeit wahrscheinlich nie so schnell gewachsen wäre. Gott tröstet die Mühseligen; aber er führt die Satten auch in Trübsal. Mutter hatte «glücklich» in ihrer lauen Wischi-Waschi-Religion dahingelebt. Jetzt prüfte Gott täglich unseren Glauben und unser Vertrauen. Unser Weg an Seiner Hand war wirklich ein Abenteuer. Und Er ging und arbeitete so schnell in unserem Leben, dass wir uns oft wünschten, es ginge etwas geruhsamer vorwärts. Fast all unsere irdischen Besitztümer waren uns genommen worden. Dennoch fühlten wir uns reich wie Könige. Anfang Sommer entdeckte ich einige beunruhigende körperliche Symptome an mir: ständige Temperatur, Übelkeit und Erschöpfung. Ich war wieder gefährlich mager und konnte mich abends nach den zehn Stunden Arbeit und dem zweistündigen Anstehen um Lebensmittel kaum heimschleppen. Mutter war ausser sich vor Angst. Wir wussten, dass die Naziärzte Leute wie mich, die dem Reich nichts mehr nützten, liebend gerne in die Vernichtungslager schickten. Trotzdem war mir klar, dass ich ohne ärztliche Betreuung und eine Ruhepause sterben würde. Wir fühlten uns in die Enge getrieben und beteten einige Tage um Weisheit. Mein Aufseher bemerkte meinen Zustand und beschimpfte mich täglich wegen meiner Trägheit. Ich lebte in ständiger Angst, er würde mich meiner schlechten Arbeit wegen melden. Die Strafe wäre sehr schwer. Trotz unserer Gebete hatte sich mein Zustand eine Woche später verschlechtert. Ich sah fahl aus und hatte während drei Nächten kaum geschlafen. In diesen Nächten plagte mich immer wieder derselbe Traum. In diesem Traum sah ich einen grauen, düsteren Tag. Der Himmel war bedeckt mit dunklen Wolken. Mutter schien einen Koffer zu packen. Dann standen wir vor einer riesigen Wassermasse. In der Ferne erkannte ich im Nebel ein grosses Schiff voller Menschen. Die Gesichter der Menschen war erregt, und

alle winkten. Als ich Mutter deswegen fragen wollte, war sie verschwunden. Wieder spähte ich nach dem Schiff. Plötzlich befand sich auch Mutter an Bord! Ich rief ihr zu, aber es war schon zu spät. Die Anker waren schon gelichtet worden. Während das Schiff davongelagte, winkte Mutter mir zu. Alle Menschen auf dem «Schiff ohne Hoffnung» waren Juden und ich wusste, dass sie in eines der Lager führen, die Hitler eingerichtet hatte. Ich wusste, dass auch ich eines Tages auf diesem Schiff wegfahren würde. Obwohl ich mir Mutter zurückwünschte, war ich doch überzeugt, dass sie dort, wo sie hinging, sicher war. Und zur gleichen Zeit hatte ich die seltsame Gewissheit, dass auch ich, auch wenn das Schiff sinken sollte, in Sicherheit wäre. Es war ein Frieden, der über alles Verstehen hinausging.

Die Judenchristen in Breslau waren bis zu diesem Zeitpunkt verhältnismässig wenig belästigt worden. Mutter bestand deshalb darauf, dass ich zum Betriebsarzt ging. Meine Magenschmerzen, die Übelkeit und mein schlechtes Aussehen schreckten sogar den Naziarzt auf. Trotzdem verkniff er sich jedes Mitgefühl.

«Du schaffst also die Arbeit nicht mehr, oder?» bellte er mich an, als er mich durch seine dicken Brillengläser anstarrte. Ich sass zusammengesunken in einem Stuhl in seiner Praxis und versuchte, den Schmerz in meiner Magengegend zu unterdrücken.

«Es liegt nicht an der Arbeit. Ich schaffe sie gut, wenn ich gesund bin.»
«Ich habe gehört, du seist eine gute Arbeiterin. Wir brauchen Leute, die schwer arbeiten können wie du, damit das Reich wieder aufgebaut wird und seine ruhmreiche Zukunft gesichert ist.» Ich verstand nicht, warum er mir so etwas Seltsames sagte. Welche Rolle könnte ich schon in Deutschlands Zukunft spielen! Arbeiter gab es mehr als genug. Ohne Ausbildung würde ich nie aufsteigen können.

«Deinem Aussehen nach leidest du an Gelbsucht. Ich werde dich für ein paar Wochen heimschicken. Wenn du zurückkommst möchte ich hören, dass du doppelt so viel arbeitest. Geh jetzt. Ich werde den Aufseher rufen.»

Gott hatte eingegriffen. Der Arzt hätte mir auch die Gaskammer verschreiben können.

«Heil Hitler!» rief er, als ich den Untersuchungsraum verliess. Ich brummte etwas Unverständliches. Ich hätte das schreckliche «Heil Hitler» nie über die Lippen gebracht.

Während ich in den nächsten Wochen zu Hause um meine Gesundheit kämpfte, dachte ich darüber nach, was Gottes Plan für mein Leben sei. Wahrscheinlich würde ich bald sterben. Ich wollte ein lebendiges Zeugnis Seiner Gnade sein. Ich wollte jemanden durch mein Leben und nicht durch meinen Tod ermutigen.

Ich fühlte neue Hoffnung in mir aufsteigen. Eine Hoffnung, die fast so unerklärlich war wie der Friede, den ich oft empfand. Ein kleiner Teil der Hoffnung beruhte jedoch auf den deutschen Niederlagen an der afrikanischen Front. Die Hoffnung wuchs, als sich die Anzeichen einer baldigen Einnahme Italiens durch die Alliierten mehrten.

Es gab Hoffnung sogar inmitten der schrecklichen Nachrichten: Die Öfen der Nazis sollten mit noch mehr Juden gefüttert werden. Es war der letzte Versuch einer «Endlösung» der Judenfrage.

«Tötet die Juden wie die Ratten! Die Welt soll sich an Deutschland ein Beispiel nehmen!»

Unsere Freiheit sollte sehr kurzlebig sein.

Sommer 1943

Ich konnte noch vier herrliche Wochen lang zu Hause ausruhen. Langsam klang meine Gelbsucht ab. Sicherlich wusste Gott, dass ich Kraft für die Zukunft sammeln musste. Der Sommer 1943 war die Ruhe vor meinem persönlichen Sturm. Ich war im Frühling 16 geworden. Mutter nahm jetzt in einigen Dingen Abstand von mir. Sie zeigte mir ihre Liebe weiterhin, doch es war ihr ein Anliegen, dass ich selbständig wurde. Als Judenchristen lebten wir in Breslau wie im Mittelpunkt – im sogenannten Auge eines Orkans und warteten auf den unvermeidlichen Sturm. Wir erfreuten uns trotz Langeweile und Schwerarbeit immer noch einer relativen Freiheit. Die einzige Frage, die noch offenblieb, war, ob Deutschland im Krieg völlig zerstört würde. Jeden Tag sah es schlechter aus und unsere Hinrichtung zögerte sich noch ein Weilchen hinaus. Wie sehr beteten wir dann, dass die Alliierten bei all ihren Siegen auch einige Vernichtungslager befreien würden.

Mein Herz sehnte sich nach Gemeinschaft mit anderen Gläubigen, aber Mutter und ich hatten weder Zeit noch Gelegenheit dazu. Gott selbst musste uns Freund, Begleiter, Ratgeber und Tröster sein. Während ich mich Zuhause ausruhte, blies ein sanfter Sommerwind durch unsere winzige Wohnung. Mutter und ich hatten die Schrecken des Winters vergessen und freuten uns an dem neuen Leben um uns. Wir genossen die wenigen Freuden, die wir noch hatten: unsere Feierabende, die bescheidenen Mahlzeiten, unser Beisammensein. Aber während ich im Bett lag, spitzte ich die Ohren, um die Flugzeuge über Breslau fliegen zu hören. Die Erinnerung an Berlin sollte mir unauslöschlich ins Gedächtnis gegraben bleiben. Schon das Heulen eines Lastwagens brachte mir die Bilder der Bomben über dem verdunkelten, in Panik aufschreienden Berlin zurück. Kaum eine bedeutende Stadt Deutschlands entging den Luftangriffen.

Pastor Hornig besuchte mich einige Male, als ich zu Hause krank im Bett lag. Auch er war in den zehn Jahren unter der Naziherrschaft alt geworden. Seine besondere Liebe zu uns und die Sache, für die er

kämpfte und für die er sein Leben riskierte, waren lebendiger denn je. Sein Glaube war noch stärker geworden und sein fester Wille, den in Breslau verbliebenen Juden zu helfen, war gewachsen.

Obwohl man mir noch die Folgen meiner Gelbsucht und der Unterernährung ansah, blickte Pastor Hornig mich ein paar Sekunden erstaunt an, ehe er ausrief: «Anita, du bist im letzten Jahr eine junge Frau geworden! Du bist kein Kind mehr.»

Ich war nicht so sicher, ob ich je ein Kind gewesen war. Die letzten zehn Jahre meines Lebens waren vom Antisemitismus überschattet worden. Ich umarmte Pastor Hornig. Wie liebte ich diesen wunderbaren Mann Gottes! An seinem Leben lernte ich die Liebe meines himmlischen Vaters zu verstehen. Jedesmal, wenn er sich für die Juden einsetzte, riskierte er sein Leben. Er setzte es sogar aufs Spiel, wenn er nur in unser Ghetto kam und so sein Interesse für uns zeigte.

«Wie könnte ich mich gegen das Volk wenden, das meine kostbare Bibel geschrieben und meinen Erlöser hervorgebracht hat?» sagte er mir im Gespräch. «Die Juden sind Gottes Augapfel. Weil die Deutschen ihn angetastet haben, wird es nie wieder das blühende Land sein, das es einst war.»

«Wann wird dieses Elend vorbei sein?» fragte ich ihn bekümmert. «Es ist jetzt schon vorbei, Anita. Nur nicht offiziell. Deutschland ist erledigt. Hitler will nur nicht aufgeben. Er wird so lange weitermachen, bis die Russen auf den Stufen des Parlaments stehen und die rote Flagge hissen. In ein bis zwei Jahren ist Deutschland erledigt. Aber sicher ist Hitler zu wahnsinnig, um vorher aufzugeben!»

«Sie sollten vorsichtiger sein», schalt ich. «Zeigen Sie Ihren Widerstand nicht so offen!»

Pastor Hornig lächelte und lehnte sich im Schaukelstuhl zurück. «Meine Frau und ich werden beschützt. Gott hält Seine Hand über uns. Wir helfen seinem Volk und weigern uns, das Bild des Führers auf den Altar zu hängen, auch wenn man mich dafür verfolgt und die Gestapo unsre Gottesdienste stört. Aber ich muss ehrlich zu dir sein, Anita. Wiegt euch nicht in falscher Sicherheit. Ihr seid in Gefahr. Aber vergiss nie, Jesus kann dir in jeder Situation Seinen Frieden schenken. Der Apostel Paulus hat davon geschrieben. Obwohl er geschlagen ins Gefängnis geworfen wurde und Schiffbruch erlitt, hatte er innere Freude und Frieden. Er ermahnt uns und ruft uns zur Freude im Herrn. Versprich, dass du das nie vergessen wirst.»

«Ja, ich verspreche es.»

Sein Besuch war genau das, was ich brauchte. Als echter Jünger Jesu stärkte mich nur schon seine Anwesenheit, die von seiner besonderen Liebe zu Mutter und mir sprach. Ich fühlte mich wieder stark genug, der Arbeit in der Fabrik in der folgenden Woche ins Gesicht zu schauen. Mutter sagte mir, dass ich ins Büro der Weinabfüllerei versetzt werden sollte. Diese Arbeit war leichter, und ich hoffte, bald wieder zu Kräften zu kommen. Irgend jemand in der Fabrik hatte anscheinend einen Funken Mitgefühl und wusste, dass die schwere Zwangsarbeit nur einen weiteren Gelbsuchtsanfall zur Folge gehabt hätte.

Weihnachten 1943

Obwohl sich die Lage in Deutschland von Jahr zu Jahr verschlechterte, wurde Weihnachten für uns immer schöner. Wir hatten immer weniger, aber wir schätzten das, was wir hatten, umso mehr. 1943 bekamen wir zu Weihnachten einen Tag frei. Mutter und ich besuchten den Gottesdienst in St. Barbara. Die Luft war frisch und klar. Mit der Strassenbahn fuhren wir durch den leise fallenden Schnee. Der Krieg war so nahe – und doch so weit weg. Italien hatte vor den Alliierten kapituliert und dann seinerseits Deutschland den Krieg erklärt. Die Rote Armee war der polnischen Grenze schon gefährlich nahe gekommen.

Unsere Weihnachtsfreude wurde von scheinbar positiven Gesetzen vergrößert. Ein Jude oder eine Jüdin waren demnach vor Verhaftungen im KZ geschützt, sofern sie mit einem deutschen Partner verheiratet waren und nicht mehr dem mosaischen Glauben angingen. Auch die Kinder aus einer solchen Ehe standen unter dem Schutz dieses Gesetzes. Würde Hitler auch dieses Gesetz brechen, wie er alle anderen gebrochen hatte? Nur die Zeit würde das zeigen. Pastor Hornig warnte uns vor übertriebenem Optimismus. Er kannte schon Fälle, in denen dieses Gesetz übertreten worden war.

Träume sind Schäume und kommen und gehen. In diesem Sommer beschäftigte mich aber ein Traum in besonderer Weise. Wollte Gott durch ihn zu mir reden? Wollte Er mich vorbereiten auf das, was vor mir lag? Wir versuchten für jeden Tag dankbar zu sein. Der Blick zurück führte uns zu schmerzlichen Erinnerungen. Der Blick in die Zukunft brachte nur Angst und Unsicherheit, auch wenn Mutter und ich wussten, dass Jesus bei uns war. Wir konnten uns jedoch an das Heute klammern und es geniessen. Wir konnten uns an der reinen Luft Breslaus und dem frisch gefallenen Schnee erfreuen, der noch nicht von Russ bedeckt war wie in Berlin, Hamburg und Köln.

«Gott ist grösser als alles Übel des Dritten Reiches», erinnerte Pastor Hornig uns zwei an diesem Weihnachtstag. «Er ist Herr über den Krieg

und auch über unser Leben. Vielleicht richtet Er unsere verdorbene Welt durch diesen Krieg. Er wird Seine Hand über euch halten. Zeugt weiterhin von Seiner Liebe!»

Ich sollte Pastor Hornigs Worte nie vergessen. Voller Freude sangen wir die Weihnachtslieder, die von Liebe, Freude und Frieden sprachen. Friede? Wenn Gott ihn uns doch bald schenken würde.

Ich war dankbar dass ich meine Arbeit in der Weinabfüllerei, sitzend verrichten konnte, doch sorgte ich mich um Mutter, die den ganzen Tag Kisten und Flaschen umher tragen musste. Am Ende des langen Arbeitstages brach sie unter den Schmerzen fast zusammen. Sollte ich mich in die Fabrik zurückversetzen lassen? Dann könnte ich mit Mutter Seite an Seite arbeiten. Nur die Angst vor einem neuen Gelbsuchtsanfall hielt mich davon ab. Tief in mir drinnen wusste ich, dass ich später meine ganze Kraft brauchen sollte.

Jede Woche verschwanden einige jüdische Arbeiter ohne Erklärung. Man überliess es unserer Fantasie, uns ihr Schicksal auszumalen.

Januar 1944

Es war sechs Uhr früh. Wir beeilten uns, um rechtzeitig am Arbeitsplatz zu sein. Es war ein ungewöhnlich düsterer Morgen, Ende Januar. Uns graute schon vor der Fahrt in der eiskalten Strassenbahn und dem folgenden Fussmarsch. Als ich durchs Fenster in den noch nachtdunklen Himmel sah, erschauerte ich. Es war derselbe bleigraue, bedeckte Himmel, den ich einige Monate zuvor in meinem Traum gesehen hatte! Nur der Strand und das Schiff in der Ferne fehlten.

«Mutter! Es wird heute etwas geschehen. Ich ahne es.»

«Sei nicht dumm, Anita.»

«Ich kann es auch nicht erklären. Erinnerst du dich an den Traum, den ich dir erzählt habe, Mutter? Heute wölbt sich der Himmel genauso schwer und verhangen über uns.

Ich war voller Unruhe, als wir uns fertigmachten. Bei Einsetzen der Dämmerung rannte ich wieder zum Fenster. Aber diesmal sah ich den Wagen der Gestapo vor unserem Haus.

«Mutter, sie sind da! Das gilt uns! Ich weiss es!»

«Die Nürnberger Gesetze schützen uns, Anita», Mutter war allzu sicher. «Zieh jetzt deinen Mantel an, oder wir verpassen die Strassenbahn.» Ich stand wie angegossen an meinem Platz. Zwei Männer stiegen aus dem Wagen und betraten das Haus. Bestand die Möglichkeit, dass sie eine der wenigen anderen Familien in unserem Haus abholten? Hatte ich das Recht, ihnen dieses schreckliche Los zu wünschen, nur um unseren Kopf zu retten?

Die gefürchteten Schritte näherten sich. Sie gingen nicht an unserer Türe vorbei. Das «Aufmachen!» galt Mutter und mir. Endlich erkannte Mutter, dass meine Ahnung und der Traum keine Fantasieprodukte waren. «Du hast recht gehabt, Anita.» Sie öffnete und die zwei Gestapomänner stürmten herein. Ich betete angsterfüllt: «Herr Jesus, wo ist der Friede, den Du mir versprochen hast? Warum erbeben wir jetzt vor Angst?»

«Wir holen Hilde Dittman», bellte der Sprecher der beiden und sah Mutter an. «Sie haben drei Minuten Zeit, um eine Tasche zu packen. Wir

beschlagnahmen ihre Möbel. Sie gehören jetzt dem Staat.»

«Nein! Wir sind Judenchristen! Das Gesetz schützt uns!» Mein Protest war zwecklos.

«Der Führer ist das Gesetz und wir gehorchen seinen Befehlen. Dank ihm, dass er dir in seiner Güte die Freiheit lässt, Kleine. Jetzt will er nur deine Mutter.»

«Es wird alles gut», versuchte Mutter mich zu trösten.

Der andere Gestapomann, der bisher noch kein Wort gesagt hatte, sah mich mit seinen arischen blauen Augen fast mitleidig an. Vielleicht hatte er genug von Hass und Krieg. Vielleicht hatte Gott sogar sein Herz angerührt? In seinen Augen stand keine Gier. Sie blickten mich in meiner Angst sanft und freundlich an. Er wollte mir irgendwie seine Freundlichkeit zeigen, als er mit verschränkten Armen dastand und der Schnee von seinen Stiefeln auf dem Boden schmolz und kleine Pfützen hinterliess.

«Sie müssen diese Papiere unter schreiben», befahl der andere meiner Mutter. «Sie überlassen ihren ganzen Besitz dem Staat.» Er nahm ein paar Dokumente aus einem Umschlag und legte sie vor Mutter auf den Tisch.

«Wohin bringen Sie meine Mutter?»

«Für heute in die Synagoge. Morgen wird der ganze Haufen wahrscheinlich nach Theresienstadt geschickt. Du wirst benachrichtigt.»

Zögernd unterschrieb Mutter die Papiere. Unser ganzer Besitz gehörte jetzt dem Staat. Ich durfte nur eine Handvoll Sachen, mein Bett eingeschlossen, behalten. Vermutlich konnte ich einige der beschlagnahmten Güter zu stark erhöhten Preisen vom Staat zurückkaufen.

«Darf ich einen Moment alleine mit meiner Tochter sprechen?» fragte Mutter.

«Dafür haben wir keine Zeit. Wenn sie will, kann sie uns bis zur Synagoge begleiten.»

«Darf ich wenigstens kurz ins Bad?»

«Beeilen sie sich!»

Mutter sah mich an und deutete mit den Augen aufs Bad. Dann ging sie still hinein und kam fast augenblicklich wieder heraus. Diesmal deutete sie mir, dass sie etwas für mich dort gelassen hatte.

«Ich begleite dich», tröstete ich sie, als die Tasche gepackt war. Während ich in meinen Mantel schlüpfte, rannte ich schnell ins Bad. Ich entdeckte die kleine Geldtasche, die Mutter dort für mich hinterlegt hatte.

Ich öffnete sie und fand einen grossen Geldbetrag. Das waren bestimmt die Ersparnisse ihres ganzen Lebens, die sie für diesen Tag zurückgelegt hatte. Ich fing bitterlich zu weinen an. Ich kniete im Badezimmer nieder und schüttete Jesus mein Herz aus. Wie verlangte ich nach Seinem Frieden! Als dieser Wahnsinn meine Familie traf, war es schwer von Hoffnung zu reden und sie auch zu haben.

«Beeil dich!» erklang es unfreundlich. Als ich hörte, wie die Tür geöffnet wurde, stand ich schnell auf, um Mutter auf ihrem Weg zur Synagoge zu begleiten.

«Was hat Pastor Hornig gesagt, Anita?» erinnerte Mutter mich. «Wenn wir Ihn bekennen, wird Er sich auch zu uns bekennen. Glaubst du daran?»

Ich wischte mir mit dem Ärmel meines Mantels die Tränen ab. Wir löschten das Licht. Mutter nahm mit einer Hand ihre kleine Tasche auf und hielt mit der anderen die meine. Wir brachen zur Synagoge auf. Die zwei Gestapomänner gingen hinter uns her. Ich dachte an die vielen Male zurück, in denen ein oder mehrere Hausbewohner abgeholt worden waren. Damals hatten wir uns in unserer Wohnung verkrochen. Jetzt machten wir die gleiche Erfahrung. Ich stellte mir vor, wie die wenigen Juden in der Nachbarschaft traurig hinter ihren Fenstern auf die Strasse spähten. Jeder, der Gottes mächtigen Schutz nicht kannte, musste voll stiller Verzweiflung auf uns geschaut haben. Als der Wagen die Strasse entlangfuhr, hielt ich Mutters Hand fest. Es ging zur selben Synagoge, in der ich damals Joachim besucht hatte. Mutter und ich konnten auf der Fahrt nicht sprechen. Wir hingen unseren eigenen Gedanken nach und beteten, dass Gott diesen Alptraum bald beenden würde. Mutters fester Händedruck sagte mir, ich solle keine Angst haben. Aber ich war erst 16 und von jetzt an in Hitlers Hölle völlig auf mich selbst gestellt. Mutter war so unvorstellbar tapfer und ruhig. Hatte Gott sie getröstet mit seinen Verheissungen? Ich widerstand Satans Stimme, die mir einflüstern wollte, dass Gott nun doch alle Juden im Stich gelassen hätte.

Die Synagoge tauchte auf. Ich erinnerte mich, dass ich Joachim unter ähnlichen Umständen adieu gesagt hatte. Fast täglich hatte ich an ihn gedacht und für ihn gebetet. Hatte er seinen Erlöser gefunden? Ich hatte Joachim in Jesu Hände legen können und war darüber getrost geworden. Warum fehlte mir jetzt der Glaube, da ich mich von Mutter verabschieden musste?

Der Wagen kam langsam vor dem Eisentor der Synagoge zum Stehen. Die Gestapomänner gingen um den Wagen, um uns aussteigen zu lassen. Ich bat den einen, dessen Mitleid mich berührt hatte: «Darf ich mit ihr hineingehen?»

Er zögerte und warf einen Blick auf seinen Kollegen, der bereits wieder eingestiegen war.

«Einen Moment nur», sagte er leise. «Beeil dich.»

Gemeinsam schritten wir bis zur Tür der zum Gefängnis umfunktionierten Synagoge. Irgendwie konnte ich sie nicht einfach gehen und über die Schwelle treten lassen. Das schien so endgültig. Es war so grausam von einer Sechzehnjährigen zu verlangen, ihre Mutter wegen der Launen eines wahnsinnigen Diktators aufzugeben!

Auf der Stufe der Synagoge umarmten wir uns ein letztes Mal. Ich wusste, dass sich drinnen verzweifelte Menschen drängten – die meisten waren ohne Hoffnung. Wie waren wir reich dagegen! «Verzweifle nicht, Anita. Der Krieg ist vorbei, ehe die Nazis mich umbringen. Du gehorchst ihnen aufs Wort, hörst du? Du wirst in der Fabrik schwer arbeiten und alles tun, was sie verlangen. Nur Gott darfst du nicht verleugnen. Ich habe dir Vaters Telefonnummer gegeben, falls du ihn anrufen willst. Er kann dir unter Umständen helfen. Vielleicht kann er dir Geld schicken, um einige der Sachen zurückzukaufen. Der Gestapomann kommt um dich zu holen», sagte sie nach einem Blick über meine Schulter. «Tu was er dir sagt. Vergiss nicht, wie sehr ich dich liebe.» Mutter küsste mich auf die Wange und betrat die Synagoge. Der Mann mit den sanften blauen Augen kam her und nahm mich beim Arm. «Du musst jetzt gehen. Man wird dich benachrichtigen und dir ausrichten, wohin deine Mutter geschickt wird.»

Mit diesen Worten brachte er mich zum Tor und schubste mich hinaus. Er sah mich traurig an, als er zumachte und abschloss. «Es tut mir leid», hörte ich ihn flüstern.

War er dieses Bild noch nicht gewohnt? Er war ganz sicher nicht der harte Arier, der er sein sollte.

Einige Minuten lang starrte ich auf die Tür, die sich hinter Mutter geschlossen hatte. Als ich mich ziellos durch Matsch und Schnee schleppte, versank ich in Schmerz und Selbstmitleid. Ich versuchte, mich an die tröstenden Worte zu erinnern, die Pastor Hornig mir früher gesagt hatte. Einmal hatte er mich Psalm 23 auswendig lernen lassen. Jetzt versuchte ich, ihn mir ins Gedächtnis zurückzurufen. Sollte ich Pastor Hornig aufsuchen? Von dort aus konnte ich den Aufseher in der

Fabrik benachrichtigen. Dort würde ich auch von meinem väterlichen Freund getröstet werden.

Einige Zeit später sass ich mit Pastor Hornig in der Kirchenbank. Wir sassen schweigend eine Weile beisammen, während er nach den richtigen Worten suchte.

«Die Gläubigen von St. Barbara werden für eine Weile deine Familie sein, Anita. Ich weiss, es ist nicht dasselbe, aber wir werden versuchen, dir die Liebe deiner Mutter zu ersetzen. Beten wir täglich, dass sie bald wieder heimkommt! Vergiss nicht, du bist nicht allein. Auch ohne die Gemeinde wärst du nicht verlassen. Gott wird immer bei dir sein.»

Meine Blicke hingen am Kreuz vor mir.

«Durch dieses Kreuz, Anita, können wir alles ertragen. An diesem Kreuz hat Jesus alle Mächte des Bösen besiegt. Er ist der Sieger. Weil Sein Blut vergossen wurde, ist Satan besiegt worden. Wir brauchen nur die Macht des Kreuzes in unserem Leben in Anspruch zu nehmen. Das Blut Jesu ist die stärkste Waffe der Welt.» «Mutter war sehr tapfer.»

«Natürlich war sie das. Deine Mutter weiss, dass sie nichts fürchten muss, auch wenn sie durchs finstere Todestral geht. Sie sagte mir einmal, dass sie sich nur um dich sorgt, wenn man sie holen würde. Du musst ihr jede Woche schreiben und ihr sagen, dass es dir gut geht. Wohin bringt man sie?»

«Nach Theresienstadt, vielleicht.»

«Dort darf sie Briefe und Pakete bekommen. Du musst ihr jede Woche etwas zu essen schicken, Anita. Sie wird es brauchen. Sie wird dort lange arbeiten müssen und wahrscheinlich wenig zu essen bekommen. Die Wachtposten lassen Familienmitglieder oft zu den Gefangenen, ehe man sie deportiert. Warum bringst du deiner Mutter heute nicht etwas Essen in die Synagoge? Es ist den Versuch wert. Geh zu meiner Frau und lass dir ein paar Brote für euch einpacken. Ich werde in der Fabrik anrufen und alles erklären. Wenn du willst, darfst du heute bei uns bleiben.»

Beim Gedanken, dass ich Mutter am Abend wieder sehen würde, schöpfte ich neue Hoffnung. Frau Hornig machte uns ein paar Brote und etwas Obst zurecht. Ich wollte Mutter auch ihren Bademantel bringen, den sie vergessen hatte. Zu Hause packte ich alles zusammen. Ein paar Stunden wollte ich noch mit meinen Gedanken allein bleiben. Ich spürte die Gebete der Gläubigen, die von Pastor.Hornig über meine Lage informiert worden waren. Ich war sicher, dass der Friede Gottes bald den Schmerz in meinem Herzen verdrängen würde. Es stimmte mich dank-

bar, dass die Gläubigen von St. Barbara besonders für Mutter, mich und einige andere Judenchristen beten würden, die an diesem Tag abgeholt worden waren.

Als ich gegen Mittag unsere winzige Wohnung betrat, schien sie noch steriler. Die Leere gähnte durch Mutters Abwesenheit aus allen Ecken. Der warme Bademantel, den sie in der Eile vergessen hatte, würde ihr fehlen. Deshalb legte ich ihn sorgfältig zusammen und packte Brote und das Obst dazu.

Am späten Nachmittag wollte ich die Strassenbahn zur Synagoge nehmen, um Mutter zum letzten Mal vor ihrem Abtransport am nächsten Morgen nach Theresienstadt zu sehen.

Unruhig ging ich hin und her. Schliesslich setzte ich mich in den Schaukelstuhl. Ich betete und las aus der kostbaren Bibel, die Pastor Hornig mir einige Jahre zuvor geschenkt hatte. Ungeduldig wartete ich, bis die Januarsonne unterging. Um etwa 4 Uhr nachmittags machte ich mich auf den Weg zur Synagoge. Wahrscheinlich war die Strassenbahn von Leuten überfüllt, die von der Arbeit kamen. Doch konnte ich einfach nicht länger warten. Vielleicht war der Versuch umsonst; vielleicht würden mich die Wachtposten wegschicken. Vielleicht konnte ich Mutter nicht einmal mehr sehen. Im Lichte der untergehenden Sonne erkannte ich etwa zwölf Jugendliche, die sich um das Tor zur Synagoge scharten. Ich beschleunigte meine Schritte. Mein Herzschlag stockte fast, als ich einige bekannte Gesichter entdeckte: Steffi Bott, Gerhard, Wolfgang und Rudi Wolf. Ihre Mütter waren gute Freundinnen meiner Mutter. Auch sie hatte man abgeholt. Frau Bott und Frau Wolf waren ebenfalls jüdische Christinnen. Durch die Umstände in Deutschland hatten wir Kinder bisher noch keine Gelegenheit gehabt, Freunde zu werden. Aber in unserer jetzigen Lage zog es uns zueinander. Ihre arischen Väter hatten sie auch verlassen und ihre Mütter waren erst kurz zuvor zum Glauben gekommen. Man hatte an diesem Tag ganz offensichtlich viele der Judenchristen Breslaus abgeholt.

«Steffi!» rief ich beim Näherkommen.

«Anita!»

«Können wir hinein», fragte ich aufgeregt.

«Nein. Die Posten lassen keinen heraus oder hinein.»

Nervös beobachteten wir die Lage jenseits des Gittertores. Inzwischen war unsere Zahl schon auf 25 gestiegen. Alle wollten ihre Mutter zum letztenmal sehen. Viele trugen einen kleinen Koffer oder eine Tasche

bei sich, die wahrscheinlich Nahrungsmittel oder Kleider enthielten, die ihre Mütter brauchen würden. Manche weinten, andere fluchten. Nur wenige fügten sich in die Situation. Weil unsere Mütter Freundinnen waren, entstand besonders zwischen den Wolf-Brüdern, Steffi und mir eine tiefe Gemeinschaft. Wir pressten unsere Gesichter gegen die Gitter, um vielleicht unsere Mütter durch die Synagogenfenster noch einmal sehen zu können.

Plötzlich blickte Rudi Wolf neugierig auf ein Gebäude, das an die Synagoge grenzte. Ich konnte sehen, dass er angestrengt nachdachte. In dem Gebäude befand sich ein Hotel, das einmal zur Synagoge gehört hatte.

«Es muss einen Verbindungsgang geben», betonte Rudi schliesslich. «Wir gehen ins Hotel und versuchen, ihn zu finden.» Wir waren jung, verzweifelt und waghalsig. Dass wir wegen unseres verdächtigen Verhaltens selbst festgenommen werden könnten, war uns gleichgültig.

«Ich geh' zum Empfang und frage nach irgend einem Namen», meinte Rudi. «Während der Portier nachschaut, versucht ihr die Treppe zum Keller zu finden. Im Keller suchen wir dann nach dem Tunnel zur Synagoge.»

Der Plan schien uns erfolgversprechend. Wir marschierten alle fünf ins Hotel. Offensichtlich benutzte man das Hotel früher als Schule, die zur Synagoge gehört hatte. Da aber alle jüdischen Schulen geschlossen wurden, hatte man ein Hotel daraus gemacht. Rudi und Wolfgang gingen zur Rezeption und fragten nach einem imaginären Gast. Steffi, Gerhard und ich blieben noch zurück. Während der Portier das Anmeldebuch durchblätterte, suchten wir die Eingangshalle nach Treppen ab, die in den Keller führten. Wir entdeckten auch bald eine entsprechende Tür. Ruhig gingen wir auf sie zu. Der Portier suchte verzweifelt nach dem Namen. Leise schlüpfen wir durch diese Tür. Tatsächlich befand sich dahinter eine Treppe, die in den Keller führte. Wir stiegen eilig endlose Stufen hinab und wichen den toten Küchenschaben aus, die überall herumlagen. Ausser Atem kamen wir endlich unten an. Am Fusse der Treppe befand sich die Tür zum Tunnel. Gott hatte uns geholfen, sie so schnell zu finden.

«Das ist sie», rief Gerhard aufgeregt. «Hier geht's zur Synagoge.» «Bist du sicher, dass wir das tun sollen?» fragte Steffi unschlüssig. «Vielleicht sollten wir es nochmals bei den Wachtposten versuchen.»

Ohne eine Antwort zu geben, betrat Gerhard den völlig dunklen Tunnel. Fast meinten wir, eine schwarze Wand vor uns zu sehen. Vorsichtig tasteten wir uns den Gang entlang, der zum Nachbargebäude führte. Der Gedanke, dass wir uns selbst in der Synagoge fangen könnten, störte mich nicht. Es war mir auch egal, wenn man mich wegen dieser Auflehnung bei der Gestapo anzeigen würde. Ich wollte nur Mutter sehen und ihr das Essen und den Bademantel geben. Noch einmal wollte ich ihr sagen, dass ich sie liebte.

Ohne ein lautes Geräusch zu verursachen tasteten wir uns durch die Dunkelheit. Sollten wir nicht zurückkommen, dann wüssten wenigstens Rudi und Wolfgang Bescheid und könnten unseren wenigen Freunden und Familienangehörigen von unserem Schicksal berichten. Ich betete still, als wir uns den dunklen Tunnel entlang tasteten. Wir wechselten kein Wort. Gerhard ging als erster und achtete darauf, dass wir nicht stolpten. Unsere Schritte hallten schwach im Tunnel wider. Sogar unser Atem schien von den Wänden zurückgeworfen zu werden. Der Tunnel konnte nicht sehr lang sein, aber es schien uns eine Ewigkeit her zu sein, seit wir unser gefährliches Abenteuer begonnen hatten.

Endlich hörten wir in der Ferne Gemurmel. Wir entdeckten einen Spalt, durch den Licht drang! Die Stimmen wurden lauter. Die Dunkelheit blieb hinter uns zurück. Wir näherten uns der Synagoge. Die Tür am Ende des Tunnels stand einen Spalt weit offen. Wir konnten ein paar Gefangene sehen, die in dem anderen Raum umhergingen. Gerhard blickte durch den Spalt und sah einen Gestapomann mitten unter den Gefangenen Wache stehen.

«Was sollen wir tun?» flüsterte Steffi.

«Warten!»

Wir waren entschlossen die ganze Nacht zu warten, um unsere Mütter nochmals zu sehen. Durch den Spalt sahen wir viele Gefangene, erblickten aber kein bekanntes Gesicht. Plötzlich setzte sich der Posten in Bewegung. Nur wenige Zentimeter entfernt ging er an uns vorbei. Gerhard hätte seine hässliche braune Uniform berühren können. Die nächste halbe Stunde beobachteten wir mucksmäuschenstill die Rundgänge des Gestapomannes und wagten kaum zu atmen. Schliesslich stieg er die Treppe ins Erdgeschoss der Synagoge hoch.

Gerhard öffnete ein wenig die Tür und wandte sich an eine der Gefangenen. «Pst! Hierher!» flüsterte er.

Die Frau starrte uns erschrocken an. Wir waren plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht.

«Wir wollen unsere Mütter nochmals sehen», erklärte Gerhard. «Sie heissen Frau Wolf, Frau Dittman und Frau Bott. Wissen Sie, wo sie sind? Könnten Sie sie herschicken, damit wir ihnen ein paar Sachen geben können?»

«Sie werden euch festnehmen», sagte die verwirrte Frau. «Seid nicht dumm, die Wache wird jeden Augenblick wieder zurück sein. Sie ist schon seit Morgen hier.»

«Dann müssen Sie sich beeilen», bat Gerhard. «Wir wollen ihnen diese Pakete geben.»

Gerhard nahm die drei Pakete und legte sie auf den Boden der Synagoge. «Hier sind sie. Versprechen Sie, die Pakete Frau Bott, Frau Dittman und Frau Wolf zu geben, wenn sie uns erwischen?» Die alte Frau nickte.

«Was macht ihr hier?» erscholl eine wütende Stimme am anderen Ende des Tunnels. Eine Taschenlampe leuchtete auf. Schwere Stiefeltritte kamen auf uns zu. Wir sassen in der Falle.

«Man hat uns entdeckt!» schrie Steffi. Uns überlief eine Gänsehaut. Das grelle Licht der Taschenlampe blendete uns. Schliesslich tauchte die Gestalt eines Gestapomannes auf.

«Für diesen Verrat werdet ihr eingesperrt!» schrie er. Das Licht fiel grell auf mein Gesicht und blendete mich.

«Wir wollten nur unsere Mütter nochmals sehen», bettelte ich verängstigt. «Wir sollten ihnen etwas Essen bringen, das ist alles.» «Kommt mit. Ich habe eure Freunde oben erwischt. Ich übergebe euch alle dem Gestapokommandanten!»

Wir marschierten durch den Tunnel zurück. Diesmal ging es schneller, weil wir die Taschenlampe hatten. Keiner sprach ein Wort. Insgeheim hofften wir, dass die Frau unseren Müttern die Pakete übergeben, dass man sie von unserem verzweifelten Versuch, sie zu sehen, informieren, dass der Gestapooftizier gut gelaunt und unsere Strafe ausfallen würde.

Als wir in der Hotelhalle ankamen, schlossen sich Rudi und Wolfgang uns an. In Begleitung zweier Bewacher wurden wir zum Büro der Gestapo geführt. Dann verfrachtete man uns in einem Lastwagen zu einem Herrn Hampel. Er war ein gedrungener Mann mit bösen Augen. Über unsere Hartnäckigkeit war er ausser sich vor Wut. Herr Hampel liess uns nebeneinander an seine Bürowand stellen. Dann ging er fünf Minuten vor uns hin und her. Seine Wut war fast auf dem Siedepunkt ange-

langt. Aus den Augenwinkeln konnte ich Steffi zittern sehen. Ich wusste, sie würde gleich in Tränen ausbrechen. Gerhard, Wolfgang und Rudi wollten uns beschützen. Sie waren aber machtlos. Die Spannung stieg weiter. Herr Hampel marschierte hin und her. Wütende Blicke trafen uns.

«Ihr fünf habt euch eines schweren Verbrechens schuldig gemacht. Ihr habt versucht, Gefangene zu befreien. Das wird mit dem Tode bestraft.»

«Nein. Wir wollten nur unseren Müttern «Auf Wiedersehen» sagen», versuchte Rudi ihm zu erklären. «Jeder von uns hatte einen Beutel mit Lebensmitteln dabei, die wir bei einer alten Frau in der Synagoge liessen.»

Nun befürchteten wir selbstverständlich, dass man unsere Mütter für unser Unternehmen bestrafen würde. Keiner von uns dachte an diese Möglichkeit, als wir uns den ganzen Plan ausgeheckt hatten.

«Ich liebe meine Mutter!» rief Steffi aus und weinte laut auf. «Ich wollte sie nur noch einmal sehen. Wir planten keine Flucht.» «Wir alle wollten nur das», bekräftigte Gerhard. «Unsere Mütter wären mit unserem Handeln nicht einverstanden gewesen. Es war allein unsere Idee.»

«Ich habe keine Zeit für eure dumme Sentimentalität», schrie Herr Hampel. «Ich muss die Sache mit jemandem besprechen. Ihr bleibt unterdessen hier.»

Herr Hampel schickte einen Posten zu unserer Bewachung herein, damit wir nicht miteinander reden konnten.

Der Posten setzte sich in einen Stuhl und fixierte uns scharf. Wir beteten still.

30 Minuten später stürmte Herr Hampel geräuschvoll durch die Tür und bellte uns an: «Ihr seid alle auf der schwarzen Liste der Gestapo. Es kostet euch den Kragen, wenn ihr nur die kleinste Kleinigkeit falsch macht. Ihr werdet ständig beobachtet. Verschwindet jetzt von hier!»

«Danke schön, Herr Hampel», rief Rudi aus. «Der Herr segne Sie!»

Im Gänsemarsch gingen wir still in die kalte Nacht hinaus. Wir eilten bis zur nächsten Strassenkreuzung. Hier blieben wir stehen und fingen vor Erleichterung und Dankbarkeit zu weinen an. Schluchzend fielen wir uns um den Hals.

«Wir werden immer Freunde bleiben», beteuerte ich, als wir unserer Freude Luft machten. «Wir werden uns gegenseitig helfen. So oft wir

uns treffen, wollen wir einander aufmuntern und für unsere Mütter beten. Wir haben heute viel erlebt, wofür wir dankbar sein müssen.»

Die Nürnberger Gesetze und der Schutz, den sie uns boten, waren eine Farce. Auch wir würden an die Reihe kommen. Wir beteten um ein baldiges Kriegsende. Und wenn auch unser Weg in ein Konzentrationslager führen würde, dann wollten wir zu unseren Müttern. Neben den Gläubigen in St. Barbara hatte ich jetzt noch eine andere Familie: die Brüder Wolf und Steffi Bott. Unser gemeinsames tragisches Schicksal hatte uns fest zusammengeschmiedet.

Februar 1944

Mutter fehlte mir sehr. In meinem Herzen gähnte eine riesige Leere. Ich konnte mich bei der Arbeit nicht konzentrieren. Vor Sehnsucht verging mir der Appetit. Fast meine ganze Zuteilung hob ich für Mutter auf. Man bestätigte mir, dass sie ins KZ Theresienstadt gebracht worden war. Dort durfte sie einmal wöchentlich Lebensmittelpakete erhalten. Eines Morgens, bevor ich zur Arbeit ging, stand plötzlich die Gestapo vor der Tür. Diesmal kamen sie, um Mutters Besitz zu holen, den der Staat für sich beanspruchte. Mir liess man nur mein Bett und ein paar Kleinigkeiten. Weil die Gestapo behauptete, die meisten meiner Sachen gehörten Mutter, «durfte» ich ein paar Dinge zu überhöhten Preisen zurückkaufen. Ich wehrte mich nicht, als die zwei Männer an mir vorbeimarschierten, um meine Sachen in Kisten zu packen. Sie schauten mich ein paar Mal neugierig an, ehe der eine von ihnen fragte: «Wie alt bist du, Kleine?» Er unterbrach seine Arbeit dabei aber nicht.

«Ich werde im Mai 17.»

«Andere in deinem Alter würden sich aufregen über unser Tun. Macht dir das nichts aus?»

«Ein hysterischer Anfall brächte Mutter nicht zurück. Ich dürfte deswegen auch meine Sachen nicht behalten,» antwortete ich ruhig. «Meine Kraft kommt von Gott. Er ist Herr über Deutschland und über meinem Leben.»

Die beiden Männer sahen sich bedeutungsvoll an und packten weiter. Sie kamen mehrmals zurück, um die Möbel und die Kisten hinauszutragen. Die Wohnung war völlig leer. Sie nahmen Tisch, Lampen und sogar Teppiche mit, bis nur noch die leere Wohnung zurückblieb.

Als ich den Mantel anzog, um zur Arbeit zu gehen, trugen sie endlich das letzte konfiszierte Stück hinaus.

«Du kannst behalten, was übrig ist», meinte der eine, «ein paar der Sachen, die wir mitnehmen, kannst du zurückkaufen.» Er gab mir einen Zettel, auf dem die übersetzten Preise meiner Sachen standen.

«Komm zur Gestapo und bezahle diesen Betrag. Wenn du nicht innerhalb von fünf Tagen da bist, behält der Staat die Sachen, oder sie werden an jemand anderen verkauft.»

Ich sah keine Möglichkeit, mit meinem lächerlichen Lohn diesen viel zu hohen Betrag für meine Möbel und die anderen Sachen zu bezahlen. Auch die anderen Gläubigen hatten nicht so viel Geld. Als ich mit der Strassenbahn zur Fabrik fuhr, suchte ich nach einem Ausweg. Dann fiel mir ein, dass Mutter mir Vaters Telefonnummer für so einen Fall gegeben hatte. Vielleicht hatte der Krieg ihn barmherziger gemacht? Vielleicht würde er meine Zwangslage verstehen? Es war ein Risiko, ihn anzurufen. Eine Ablehnung hätte ich kaum mehr ertragen. Dennoch beschloss ich, den Anruf zu wagen und Vater um Hilfe zu bitten. Ich war sicher, dass Mutter, die anderen Gläubigen, Steffi, Gerhard, Wolfgang und Rudi mich liebten. Ihre Liebe würde mir genügen.

An diesem Abend ging ich nach der Arbeit zu Pastor Hornig um Vater anzurufen. Er hatte wieder geheiratet und war nach Sorau gezogen, das etwa 100 km von Breslau entfernt liegt. Ich erzählte dem Pastor offen von meiner Bitterkeit und meiner Abneigung Vater gegenüber.

«Anita, vielleicht ist es deine vergebende Liebe, die ihn für Jesus gewinnt. Du kannst ihm nicht übelnehmen, dass er dem Druck der Nazis nachgegeben hat. Es hiess: Sein Leben oder eures.»

Ich wählte die Nummer, die Mutter auf ein Stück Papier gekritzelt hatte. Dann wartete ich ängstlich auf Vaters vertraute Stimme. Ein flaes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus.

«Hier spricht Anita», flüsterte ich unsicher in die Sprechmuschel, als er abnahm. Mir kam es wie eine Ewigkeit vor, bis er antwortete. Er schien angenehm überrascht zu sein, meine Stimme zu hören.

«Vater, man hat Mutter nach Theresienstadt gebracht.» «Das tut mir leid. Kann ich irgend etwas für dich tun?» Durch sein Mitgefühl ermutigt platzte ich heraus: «Ja. Du könntest mir helfen, meine Sachen zurückzukaufen, die die Nazis heute beschlagnahmt haben. Sie haben den Preis auf 1'000 Mark hinaufgetrieben und ich habe nur fünf Tage Zeit, um sie wieder einzulösen.

«Anita, du musst mir glauben, wenn ich sage, wie leid mir alles tut, was geschehen ist. Natürlich helfe ich dir. Hast du etwas von Hella gehört?»

«Nein, es kommt keine Post von England.»

«Ich werde dir das Geld morgen schicken, Anita. Wirst du mit mir in Verbindung bleiben? Vielleicht könntest du eine Weile bei uns in Sorau bleiben? Der Krieg ist hier noch nicht zu spüren und alles ist ruhig.

Es wäre sicherer.»

Vaters echte Sorge tat mir wohl.

«Ich arbeite im Büro einer Fabrik. Vielleicht könnte ich freibekommen. Vergiss nicht, ich habe nur fünf Tage Zeit um meine Sachen zurückzukaufen. Bitte beeil dich.»

Mutters Abwesenheit verstärkte mein Verlangen nach Vaters Liebe. Gott war dabei, meine tiefe Wunde von Bitterkeit und Abneigung gegen ihn zu heilen.

Frühling 1944

Steffi, Gerhard, Rudi, Wolfgang und ich trafen uns oft und tauschten Neuigkeiten über unsere Mütter aus. Wir durften ihnen schreiben und Lebensmittel schicken, aber jeder Brief und jedes Päckchen wurden durchsucht und zensiert.

Oft ging ich nach der Arbeit ins Milchgeschäft, in die Metzgerei und zum Gemüsehändler. Sie alle kannten mich gut und wussten, dass Mutter nach Theresienstadt geschickt worden war. Ich erzählte ihnen, dass ich Mutter fast alles schickte, was ich mit meinen Lebensmittelmarken kaufte. Sie steckten mir deshalb oft etwas extra zu. Manchmal war es nur ein Ei, ein Stück Käse oder eine Kartoffel, aber ich war für alles dankbar. Weil ein Paket etwa zehn Tage unterwegs war, schickte ich Mutter nur unverderbliche Güter. Selbst behielt ich gerade genug, um nicht ganz zu verhungern. Am Morgen ass ich eine Semmel und trank eine Tasse Kaffee. Ich ass nichts zu Mittag und erzählte allen, dass ich eine Abmagerungskur machte. Am Abend gab es Suppe oder etwas Salat. Oft buk ich Brot oder Kuchen, den ich jedoch immer Mutter schickte. Ihre Postkarten erzählten von ihrer unbeschreiblichen Freude, wenn sie Lebensmittel bekam. Tatsächlich überlebte ich diese monatelange Hungerkur. Ich nahm kein Gramm ab, war nie krank und fehlte nicht einen Tag bei der Arbeit. Gott ernährte mich auf übernatürliche Weise, wie ich es nie verstehen werde.

In diesem Frühling erlitt Deutschland noch grössere Niederlagen. Immer mehr Städte fielen dem Bombenhagel zum Opfer. Breslau war immer noch verschont geblieben. Dennoch mussten wir uns an die strenge Verdunkelung halten. Die Scheinwerfer der Autos, das Licht der Lampen dämpfen, alle Fenster dicht verhängen.

Allmählich stiessen auch andere Jugendliche zu unserer kleinen Gruppe, um Neuigkeiten über unsere Mütter auszutauschen. Viele von ihnen waren ungläubig. Wir versuchten ihnen zu zeigen, wie Gott in unserem Leben handelt. Wir lasen die Postkarten unserer Mütter vor; lachten oder weinten zusammen über die Neuigkeiten. Dennoch gelangten nur

dingungen im Lager zu uns. Die meisten Karten waren sehr kurz; unsere Mütter schrieben nur, dass sie uns liebten und die Pakete angekommen seien.

Der Juni kam und ich wollte Mutter etwas besonderes zum Geburtstag schicken. Ich hätte ihr so gerne Rosen geschenkt, aber sie würde verstehen, dass ich nichts Besseres als wilde Hyazinthen aufreiben konnte. Dafür aber backte ich ihr einen Geburtstagskuchen mit Rosinen. Ich konnte auch ein paar Pflaumen und Äpfel beschaffen. Als alles hübsch verpackt war, bat ich Gott, dass mein Paket genau an Mutters Geburtstag ankommen würde. Zwei Wochen später erhielt ich eine Postkarte, auf der stand, dass das Paket genau an diesem Tag angekommen sei.

In diesem Monat landeten die Alliierten in der Normandie. Es ging das Gerücht um, dass jetzt sogar die Menschen abgeholt wurden, die nur einen jüdischen Grosselternteil hatten. Das wäre ein letzter Versuch die Juden auszurotten. Die Juden sollten für Hitlers Fehler in diesem Krieg bezahlen. Es war immer dasselbe.

An einem schwülen Morgen gegen Ende Juni erwachte ich früh. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang zur Bäckerei zu laufen und Zwieback zu kaufen. 'Wie dumm', dachte ich mir. Trotzdem hatte ich den Eindruck, Mutter benötige diese Woche unbedingt Zwieback statt dem üblichen Pumpernickel. Ich schickte ihr sonst immer Pumpernickel, weil es ihr Lieblingsbrot war und nicht schimmelig wurde, bis sie es endlich bekam. Am Abend folgte ich meiner inneren Stimme und schickte Mutter den Zwieback. Als ich das Paket zur Post brachte, betete ich um besonders schnelle Beförderung.

Einige Zeit später traf eine Karte von Mutter ein, die meine Ahnung erklärte. Sie war an Ruhr erkrankt und fast daran gestorben. Sie hatte sich nach Zwieback gesehnt, um wieder auf die Beine zu kommen. Da kniete sie sich in der ungemütlichen KZ-Baracke nieder und bat Gott, mir ihre Not zu zeigen. Der Zwieback kam in Rekordzeit an und sie erholte sich wieder.

August 1944

Mutter war schon seit fast sieben Monaten in Theresienstadt und ich wurde ruhiger. Ich hatte erfahren, dass mein himmlischer Vater auf mich achtete und mich mehr liebte als ein leiblicher Vater. Er gab mir die Weisheit einer Erwachsenen, obwohl ich erst 17 war. Ich hatte Frieden, der alles Verstehen übersteigt. Auch nachdem sich die Schreckensberichte aus den KZs häuften, blieb dieser Friede. Entflozene KZ-Insassen erzählten die Wahrheit über diese Vernichtungslager. Andere schmuggelten verschlüsselte Nachrichten aus dem Lager. Im Grossen und Ganzen wussten die Deutschen nichts von den Folterungen und den Ermordungen in den Lagern. Man versuchte die Wahrheit zu verheimlichen. Diese Berichte sprachen von grossangelegten Vergasungskammern und Erschiessungen. Die Leichen wurden in riesigen Öfen verbrannt. Kamine spuckten den Russ aus, der sich wie eine Decke über Deutschland legte. Gefangene, manchmal Familienmitglieder, wurden gezwungen, die übriggebliebenen Knochen zu zerkleinern und in Massengräbern zu verscharren. In manchen Lagern wurden die Häftlinge zu Tode geschunden. In andern liess man sie verhungern, oft versagte man ihnen auch lebensnotwendige Medikamente und Pflege.

Die Nachricht von der Ermordung drei Millionen russischer Kriegsgefangener sickerte durch. Oft steckte man russische Gefangene in eilig zusammengesammelte «Käfige», weil in den Lagern nicht genug Platz für alle da war. Die Gesunden, Kranken und Sterbenden wurden zusammengepfercht. Später richtete man, um die Ausbreitung von Epidemien zu verhindern, Flammenwerfer gegen die Käfige. Tote und Lebende verbrannten gemeinsam. Wir wussten auch, dass ein Grossteil der Seife aus dem Fett der Ermordeten erzeugt wurde. Menschenhaar füllte Matrazen. Die deutschen Goldreserven wurden mit Hilfe der Zahnfüllungen toter KZ-Insassen aufgestockt.

Die schrecklichsten Szenen spielten sich in Auschwitz ab. Wenige entkamen von dort oder überlebten. Man schätzte, dass etwa drei Millionen

Menschen dort zugrunde gingen. Am Ende des Krieges erfuhr man, dass 80% der Häftlinge von Auschwitz elend umkamen.

1944 sickerte ein schreckliches Gerücht durch, das später als wahr bestätigt wurde. Hitler und Himmler kamen überein, dass es nicht genüge, die Juden einfach schmerzlos zu töten. Sie sollten eines qualvollen Todes sterben, denn sie waren ihrer Meinung nach nur Krankheitserreger und keine Menschen. Himmler sollte dazu einen Plan ausarbeiten. Er verfiel auf die Idee, jüdische Häftlinge in Viehwagen zu verladen, dessen Boden mit einer Schicht Aetzkalk bedeckt war. Schreckliche Verbrennungen waren die Folge. Die Häftlinge litten oft bis zu vier Tagen, ehe sie in den Wagen langsam unter grossen Qualen starben. Auf Hitlers Wink starben am gleichen Tag noch zehntausende Gefangene.

Aber was die Deutschen bald schockieren sollte, war die Tatsache, dass viele alte, kranke und irre Deutsche genau so grausam vernichtet wurden.

Mitte 1944 hörte man aufregende Nachrichten: Man hatte versucht den Führer zu ermorden. Leider schlug der Plan fehl. Die Alliierten errangen bedeutende Siege. Paris, Brüssel und Holland wurden befreit. Die Russen rückten weit nach Westen vor und Rumänien und Bulgarien versuchten sich zu befreien und ihrerseits Deutschland den Krieg zu erklären. Unsere Hoffnungen wuchsen. Alle Christen Deutschlands, und sicher auf der ganzen Welt, beteten um ein rasches Kriegsende. Dutzende deutscher Städte waren nur noch rauchende Trümmerfelder. Englische und amerikanische Flugzeuge flogen pausenlos Einsätze. Jedes rücksichtslose deutsche Bombardement wurde mit noch mehr Zerstörung beantwortet. Unzählige Menschen kamen um. Anfangs gruben die Überlebenden ruhig und tapfer ihre Städte und Fabriken wieder aus. Man baute auf und stellte den Führer kaum in Frage. Er wüsste sicher, was für Deutschland das Beste wäre. Aber dann liess der Kampfgeist der Deutschen langsam nach. Hunderttausende konnten bei einem Angriff zerfetzt werden.

Körper und Geist konnten solchem Druck und solcher Ungewissheit nicht standhalten. Besonders, wenn Verwandte und Freunde im KZ waren oder man selbst auf der schwarzen Liste stand. Zu allen anderen Schrecken kam noch die ständige Furcht davor, nach Mitternacht abgeholt und in ein Vernichtungslager gebracht zu werden. Auf der schwarzen Liste standen nicht nur Juden. Auch Christen, die man verdächtigte, Juden zu verstecken oder zu helfen, standen darauf, genauso wie alle,

die eine Bemerkung gegen die Nazis zu machen wagten. Wir würden alle eines Tages in Vernichtungslager gebracht werden, wenn die Alliierten uns nicht retteten.

Eines Tages arbeitete ich tief in Gedanken versunken an einer Routinearbeit in der Fabrik. Mein Magen knurrte erbärmlich. Ich hatte die Zuteilungen der letzten drei Tage zu Mutter nach Theresienstadt geschickt. In den letzten Monaten hatte sie fast meine ganzen Zuteilungen erhalten. «Ein Fräulein möchte Sie sprechen, Fräulein Dittman», hörte ich meinen Chef argwöhnisch sagen. Er sah mich misstrauisch an, als ich zum Telefon ging. Es war meine Freundin Steffi. Sie klang fast hysterisch. «Man hat mich für morgen 10 Uhr zum Bahnhof befohlen, Anita!» Sie atmete schwer. «Du wirst wahrscheinlich auch so einen Befehl finden, wenn du heimkommst. Oh Anita! Ich habe solche Angst.» Steffi und ich waren uns in der Zeit, seit unsere Mütter vor sieben Monaten nach Theresienstadt verschleppt worden waren, sehr nahe gekommen.

«Schon gut, Steffi. Dann werden wir zusammen gehen. Gott hat uns bis jetzt beschützt. Ausserdem, sollte der Krieg -> ich stoppte abrupt. Wie dumm von mir so etwas zu sagen. – «Klammere dich fest an Jesu Hand, Steffi.»

Als ich am Abend heimkam fand ich den Befehl der Gestapo. Ich sollte mich um 10 Uhr mit nur einem kleinen Gepäckstück am Bahnhof melden. Das Ziel wurde geheimgehalten, aber wir alle wussten, es ging ins Lager. Nun kamen auch wir an die Reihe. Es war unvermeidlich. Schon vor Monaten waren Menschen mit weniger «jüdischem Blut» abgeholt worden. Nur Gott hatte die Nazis davon abgehalten, mich schon früher zu holen.

«Oh lieber Jesus», flüsterte ich, als ich mich am Abend aufs Bett warf und mein Gesicht im Kissen vergrub. «Ich glaube, dass Du mir Kraft für diese Prüfung geben kannst. Du willst meinen Glauben läutern. Lieber Jesus, zeig mir, wie ich Mutter sagen kann, dass sie mich abholen. Sie muss es wissen, damit sie für mich beten kann. Dann wird sie auch wissen, warum keine Pakete mehr kommen.»

Mein Kissen war tränennass. Ich hatte keine Möglichkeit, Pastor Hornig von der Abfahrt zu benachrichtigen. Bis er es herausfindet, bin ich

schon auf dem Weg zu einem unbekanntem Ziel. Aber er würde es schnell erfahren und jeden Tag für mich beten. Ich wusste, dass die wirksamen Gebete der Gläubigen mich auf meinem schweren Weg begleiten würden.

Ich musste Mutter eine Nachricht über meine Verhaftung zukommen lassen. Vielleicht könnte ich einen Zettel in einem Stück Brot verstecken? Ja, es war den Versuch wert! Wenn ich mich beeilte, könnte ich es noch zum Bäcker schaffen. Ich raste hin. Wie ein Hase schlug ich Haken zwischen den müden Leuten, die von der Arbeit kamen. Ihre Gesichter zeigten mir, dass sie es wussten: Der Krieg war verloren. Auch wenn keiner es sagte, alle wussten es.

Ich erstand einen Kilolaib Pumpernickel und rannte heim. Das Brot hatte ein dickes Firmenetikett. Sorgfältig entfernte ich das Etikett und grub ein Loch ins Brot, gerade gross genug um einen kleinen Zettel zu verstecken. Mit winziger Schrift kritzelte ich eine Botschaft für Mutter: «Liebe Mutter. Ich muss morgen in ein Lager und werde dir deshalb eine Weile lang nichts mehr schicken. Mach dir keine Sorgen um mich. Mir wird es gut gehen. In Liebe, Anita.»

Vorsichtig rollte ich den Zettel zusammen und presste ihn ins Brot. Dann deckte ich das Loch mit der Etikette wieder zu. Als ich fertig war, packte ich das Brot ein. Ich war plötzlich erstaunlich ruhig.

So, als ob Gott mir Seine Hand auf die Schulter gelegt und beruhigend gesagt hätte: «Anita, vertraue mir. Ich werde dich nie verlassen, und wenn du durchs tiefe Todestal gehst, brauchst du nichts zu fürchten, denn ich bin bei dir.»

Wie befohlen, packte ich nur wenige Sachen in meinen Rucksack: eine kleine Pfanne, eine Schale, Löffel, Gabel, Seife, ein Handtuch und eine Garnitur frischer Wäsche. Die Bibel, die Pastor Hornig mir gegeben hatte, wickelte ich sorgfältig ein und packte sie ebenfalls dazu. Man würde sie mir vielleicht wegnehmen, aber ich musste versuchen, sie zu behalten. Dann legte ich mich aufs Bett. Ich hing meinen Gedanken nach und betete. Es war eine schwüle, drückende Augustnacht. Normalerweise hätte ich nicht schlafen können und auf Abkühlung oder die Luftschuttsirenen gewartet. Menschlich gesehen, war es unerklärlich, dass ich trotz der vor mir liegenden Mühsale die friedlichste Nacht meines Lebens verbrachte. Ich schlief tief und ruhig.

Am nächsten Morgen traf ich Steffi kurz vor 10 Uhr am Bahnhof. Wir rannten aufeinander zu und umarmten uns herzlich. Steffi begann wieder zu weinen. Ich hielt ihre Hand, als wir auf weitere Anweisungen warteten.

«Gott lässt dies Geschehen zu», beruhigte ich sie. «Er hat mir die Gewissheit geschenkt, dass uns nichts geschehen wird. – Ja sogar, dass wir bald wieder mit Mutter vereint sein werden! Wirf die Flinte nicht ins Korn, Steffi. Wo bleibt dein Glaube?»

«Er war nie wie deiner, Anita», schluchzte sie. «Deiner muss für uns beide stark genug sein.» Sie setzte ihren Koffer ab und wischte sich die Tränen fort. Ihr Gesicht glänzte in der heißen Morgensonne. Ich hielt ihre Hand fest in meiner. Um uns herum herrschte ein Geschiebe und Gedränge von ängstlichen Leuten. Ich hatte mein ganzes Leben in Breslau verbracht und kannte viele der Wartenden. Auch die Wolf-Brüder standen am Bahnsteig. Die meisten von ihnen hatten wie Steffi und ich nur einen jüdischen Elternteil. In dieser verschüchterten menschlichen Ladung waren auch andere Gläubige. Einige von ihnen hatten durch Pastor Hornig zum Herrn gefunden. Bis jetzt waren manche von uns dem KZ entgangen, weil wir Christen waren. Man hatte uns bei protestantischen Gottesdiensten gesehen. In den Augen der Nazis war unser Blut minderwertig und bei weitem nicht perfekt arisch. Man betrachtete uns trotzdem nicht als Krankheitserreger, wie die Juden, die vor uns diesen Weg gegangen waren.

Auf dem Bahnhof waren noch einige praktizierende Juden, von denen Deutschland in letzter Minute noch befreit werden sollte. Es war ein letzter Versuch, das Reich und die Welt ein für allemal judenrein zu machen.

Zu Tode erschrockene «minderwertige» menschliche Wesen wurden von brüllenden SS-Leuten in den Zug verfrachtet. Mit Gewehren und Pistolen gingen sie auf dem Bahnsteig auf und ab. Die Sitze und die russigen Fenster starteten vor schwarzer Asche. Asche aus einem brennenden kaputten Land. Wenigstens pferchte man uns nicht, wie viele unserer Verwandten vor uns, in Viehwagen. Die SS-Leute bellten einige Befehle. Steffi und ich kamen nur zentimeterweise vorwärts. Wir unterhielten uns freimütig miteinander, aber wir vermieden alles, was als antinazistisch interpretiert werden konnte.

«Was meinst du, wohin wir gehen?» fragte Steffi, als wir uns im Zug auf die Sitze fallen liessen.

«Vielleicht in ein Arbeitslager.» Ich legte den Rucksack auf meine Knie.

«Wir werden nicht lange dort sein, Steffi.»

Man hörte Schluchzen und Klagen im Abteil. Das ganze menschliche Elend schien darin zu liegen. Es schien, als ob eine höllische Wolke mehr als zehn Jahre lang über dem Reich gehangen hätte. Jetzt waren sämtliche Dämonen der Furcht und Verzweiflung auf jene losgelassen worden, die Jesus nicht kannten!

Die Nazis waren überzeugt, dass alle Juden in der Welt ins Kriegshorn stiessen. Alle Juden waren durch Geburt und Abstammung Mitglieder einer internationalen Verschwörung gegen Nazideutschland. Jeder lebende Jude war ein Feind Deutschlands. Wenn Juden nachgiebig und wehrlos waren, dann geschah dies, wie Hitler sagte, aus Feigheit und nicht etwa, weil sie keinen Hass gegen Deutschland hegten. Hitlers Meinung nach waren jene, die nicht als Juden zu erkennen waren, am gefährlichsten. Sie könnten in der deutschen Gesellschaft aufgehen. Deshalb hatte man allen Juden den gelben Davidsstern auf die Brust geheftet. Nun konnte man sie sofort erkennen. Die ganze Nation verachtete jeden, der Juden liebte oder ihnen half. Ich fürchtete um Pastor Hornig, denn wenige taten so viel für die Juden wie er.

Die Brüder Wolf sassen hinter Steffi und mir. Rudi lehnte sich vor und flüsterte uns zu: «Ich habe das Gespräch zweier SS-Leute belauscht. Man bringt uns ins Lager Barthold bei Schmiegrode. Es ist ein Arbeitslager.» Er lehnte sich zurück weil ein uniformierter SS-Mann den Gang entlangkam und uns dabei zählte.

Während der Zug aus Breslau hinaus kroch sah ich vorsichtig in meinem Rucksack nach, ob meine Bibel noch da war. Wenn man uns keine physische Nahrung gab, dann wollte ich uns wenigstens die geistliche Nahrung sichern.

«Wir haben einen grossen, mächtigen Gott, Steffi», sagte ich leise. Steffi starrte ausdruckslos nach vorne. Sie schien schon jeden Kontakt mit der Wirklichkeit verloren zu haben. Ich betete für sie. Kurz darauf war wieder Leben in ihren Augen und sie sah mich an. Ich deutete auf die Bibel in meinem Rucksack. Wir lächelten beide.

Zwei Stunden lang fuhr der Zug durch die Landschaft. Ich war erstaunt, so wenig Zerstörungen zu sehen, obwohl ich wusste, dass die Alliierten hauptsächlich die grossen Städte bombardierten. Wenige Grossstädte waren den schrecklichen nächtlichen Angriffen entgangen. Nur Dresden war noch ganz erhalten. Die wogenden grünen Hügel und Felder lagen ruhig da. Wussten die Bauern von dem schrecklichen Leid nur

wenige Kilometer von ihnen? Von den brennenden Städten, unter deren Schutt zahllose Opfer lagen? Und von den Überlebenden, die kein Zuhause mehr hatten? Wussten sie, als sie aus ihrem Fenster schauten, dass die Fracht des vorbeifahrenden Zuges weniger wert war als ihr Vieh, das friedlich auf den Hügeln weidete? Ich frage mich, ob diese Bauern am Sonntag zur Kirche gingen und zum Gott der Juden (und der Heiden) beteten und doch zur gleichen Zeit die Juden verfolgten.

Wir fuhren schweigend dahin. Die meisten von uns hatten zuviel Angst, um zu reden. Ich beobachtete die ausdruckslosen Gesichter, in denen die Angst vor dem Ungewissen geschrieben stand. Wie dankbar war ich für Gottes inneren Frieden. Er hatte Besitz von meinem Innersten ergriffen und gab mir die unerklärliche Gewissheit, dass alles in Gottes Hand war.

Der Zug hielt im Dorf Schmiegrode an. Wir stiegen schnell aus. Viele bekamen dabei die Läufe der Gewehre zu spüren. Die Männer gingen in einer Richtung los, die Frauen in einer anderen. Drei bewaffnete Posten eskortierten die etwa 150 Frauen. Es ging eine Weile über Pflasterstrassen und dann in ein Waldstück. Dann – nach ungefähr 2 km – tauchte vor uns ein Arbeitslager auf. Es bestand eigentlich nur aus einem Kuh- und einem Pferdestall und einem Gebäude für unsere Bewacher. Im Kuhstall sollten die Frauen und im Pferdestall die Männer schlafen. Stumm traten wir mit schnellen Schritten durch das Tor und stellten uns in Reih und Glied auf.

Nach dem Abzählen wurden wir Frauen in den Stall getrieben. Wir mussten stillstehen und ein SS-Posten gab uns Anweisungen. Er starrte uns verkniffen an und schritt unsere Reihe ab.

«Das ist euer neues Zuhause», sagte er uns mit einem selbstgefälligen Lächeln. «Ich hoffe, es gefällt euch. Es gibt nicht viel Auswahl.» Er zog eine Grimasse, als er uns spöttisch anlachte. «Ihr werdet im Stroh auf dem Boden schlafen», fuhr er fort. «Ihr könnt eine Pferdedecke aufs Heu legen. Der ganze Stall steht euch zur Verfügung. Draussen gibt es einen Kaltwasserhahn. Ihr könnt in dem Trog baden, den wir euch geben werden. Oder im Fluss, wenn ihr wollt. Das Klo ist draussen. Es ist nur ein offener Graben, aber gut genug für euch.»

Dann verstummte er und marschierte schweigend vor uns auf und ab.

«Ab morgen werdet ihr arbeiten. Der Führer hat Leute, die gut arbeiten gerne. Die Arbeitszeit ist in Deutschland auf zehn Stunden angehoben

worden. Ihr werdet also genau so lange arbeiten. Für manche heisst es Schwerarbeit. Wecken ist um vier Uhr. Appell ist auf dem Hof in der Mitte des Lagers. Dort werdet ihr gezählt und bekommt ein Stück Brot. Denn werdet ihr ein paar Kilometer zur Arbeit marschieren. Der Weg ist etwa eine Stunde lang. Die meisten von euch haben Panzergräben auszuheben. Abends könnt ihr machen was ihr wollt. Wir werden für je zehn Frauen eine Gruppenführerin bestimmen. Sie bekommt einen Eimer, in dem ihr Geschirr, Kleider und euch selbst waschen könnt. Ihr bekommt jede ein kleines Stück Seife mit der ihr aber Wochen auskommen müsst. Wir können euch keinen Luxus bieten. Und wir wollen ehrliche Arbeit von euch. Dafür bekommt ihr je 20 Mark im Monat. Ich hoffe, ihr wisst unsere Grosszügigkeit zu schätzen. Nirgendwo sonst bekommen Sträflinge eine Entschädigung für ihre Arbeit. Ihr solltet dem Führer für seine Freundlichkeit dankbar sein.» Wir zuckten mit keiner Wimper und zeigten keine Gefühlsregung. «Tragt kurze Hosen und leichte Blusen. Die Arbeit wird heiss. Zu Mittag gibt es eine Pause für Suppe und Wasser. Jeder Fluchtversuch hat die schärfsten Strafen zur Folge. Der Tod wird von jedem, der es versucht, herbeigesehnt werden. Verstanden?» Wir nickten stumm.

«Ach, übrigens», er wandte sich zum Eingang. «Nur wenn es regnet habt ihr frei. Aber wie ihr seht, hat sogar euer Gott euch verlassen, denn es hat den ganzen Sommer nicht geregnet.» Er brüllte vor Lachen über seinen Spass. «Ihr bekommt um fünf Uhr nachmittags etwas zu essen. Willkommen im Lager Barthold, meine Damen!» Mit diesen Worten streckte er die Hand hoch, rief «Heil Hitler!» und ging.

Jede von uns versuchte, sich ein kleines Plätzchen zu sichern, das ihr neues Zuhause sein würde. Steffi und ich legten unsere Sachen nebeneinander und legten uns auf das harte Stroh.

«Wenigstens ist es nicht Auschwitz», tröstete ich sie. «Und man schert uns nicht den Kopf.» Das war in vielen Lagern üblich.

«Wir wollen dem Herrn dafür danken, und beten, dass er es 40 Tage und Nächte regnen lässt. Gott hat das schon einmal getan. Dann müssen wir nicht diese entsetzliche Arbeit tun.» Steffi lächelte schwach. Einige Frauen waren erst 14, manche über 60. Wie würden die Älteren die schwere Arbeit überstehen? Würden auch sie zu Tode geschunden werden, wie man es mit vielen in den KZs getan hatte? Wir entdeckten einen Holzbalken auf den wir unsere Besitztümer legten.

Um 5 Uhr traten wir auf den Appellplatz und stellten uns für unser Essen an. Niemand hatte seit dem Morgen gegessen. Alle waren müde und schwitzten. Der Gedanke an zehn Stunden körperlicher Arbeit in der Augusthitze war fast unvorstellbar. Aber hatte ich nicht Steffi von unserem grossen Gott erzählt, der jedes Wunder tun könnte? Er würde uns die nötige Kraft geben, wenn wir Ihn darum baten.

Zum Abendessen gab es etwas wässrige Suppe, in der undefinierbare Brocken schwammen. Sie schmeckten faul und sehr verdächtig. Wir assen sie trotzdem. Männer und Frauen standen gemeinsam Schlange. Dies würde der einzige Zeitpunkt sein, an dem Ehepaare in Barthold sich sehen würden. Nur manchmal durften sie sich abends unter den wachsamen Augen eines Postens treffen. Jeder von uns bekam auch ein Stück Brot. Man sagte uns jedoch, dass dies unser Frühstück des nächsten Tages sei. Das nächste Essen gäbe es erst wieder zu Mittag. Wir alle blickten sehnsüchtig auf dieses Stück gebackenen Mehles. Dennoch mussten wir es fürs Frühstück aufheben, weil wir sonst den Vormittag mit der schweren Arbeit nicht überstanden hätten.

Am Abend lernten wir Frauen uns näher kennen. Jede sprach von ihrer schrecklichen Angst um Freunde oder Verwandte, die schon Monate zuvor abgeholt worden waren. Oft blieben sie verschollen. Wie dankbar war ich Gott dafür, dass Mutter und ich uns in den vergangenen Monaten schreiben können. Wenigstens hatte ich nicht die Ungewissheit zu ertragen. Es war ein anderes Zeichen von Gottes Güte. Ich ging im Stall hin und her, um die einzelnen Frauen kennenzulernen. Einige, die ich traf, waren durch Pastor Hornig gläubig geworden.

«Ich habe eine Bibel», erzählte ich ihnen. «Wir können am Abend zusammen darin lesen.» Viele lächelten strahlend. Wegen der schrecklichen Not war bei manchen der Glaube schwach geworden. Wieder andere sollten gänzlich vom Glauben abfallen, der ihnen zum grössten Teil nur anezogen war. Sie konnten nicht glauben, dass Gott so etwas zulassen konnte. Manche sollten sich aber gerade wegen Barthold noch mehr an Gott klammern und Ihm näherkommen.

Die Latrine stand völlig ungeschützt. Die Wachtposten fingen bald an, sich über die Sträflinge lustig zu machen. Die mangelnde Ernährung führte schliesslich zur Ruhr. Ein SS-Mann warnte uns jedoch, dass jeder, der es nicht mehr rechtzeitig zur Latrine schaffte, einen Monatslohn

als Strafe würde zahlen müssen. Ein junger Mann wagte es, gegen diese unverschämte Strafe aufzubegehren: «Sogar die Bedürfnisanstalten in Breslau kosten nur zehn Pfennig.» Alle Häftlinge brüllten vor Lachen. Der Posten ging auf den Jungen zu und schlug ihm den Gewehrkolben auf den Kopf. Keiner wagte es mehr, vor den Wachen zu scherzen.

Um 4 Uhr früh riss uns roh ein Befehl aus unserem unruhigen Schlaf: «Aufstehen! Appell in einer Stunde!»

Unsere Körper schrien nach mehr Schlaf. Sie würden sich jedoch an die fünf Stunden gewöhnen müssen. Ich griff nach meinem kostbaren Stück Brot. Nur Rattenexkreme lagen da. Die Ratten und andere Stallbewohner hatten unsere Morgeneration ohne Ausnahme aufgeessen.

Von da an versorgten wir unser Brot in unseren Rucksäcken. Nachdem man uns eine Tasse lauen Kaffee gegeben hatte, marschierten wir um 4 Uhr los. Meist arbeiteten die Männer woanders. Nur manchmal durften wir an denselben Gräben arbeiten. Für die Ehepaare war dies eine unaussprechliche Freude, wenn sie volle zehn Stunden Seite an Seite im Graben standen. Steffi und ich gruben oft nebeneinander. Die Anstrengung ging fast über ihr Vermögen. Sie war als Kind viel mehr verwöhnt worden als ich und solche Schwierigkeiten nicht gewohnt. Gott schenkte mir trotz meines Hungers in den vorangegangenen sieben Monaten körperliche Stärke.

Die Arbeit schien endlos. Die Augustsonne brannte jeden Tag unbarmherziger herab. Man gab uns Schaufeln und Pickel. Damit mussten wir die fast zwei Meter tiefen Gräben ziehen. Wenn wir rasteten oder uns auf die Schaufel lehnten, wurden wir mit Schimpfwörtern überhäuft. Oder man schlug uns mit einer rohen Peitsche. So lange wir schufteten und der Schweiß in Strömen am Leib herunterlief, durften wir mit dem Nebenmann sprechen. Wir konnten über alles reden, solange es nicht gegen Hitler ging. So hatte ich oft Gelegenheit, den Glauben anderer zu stärken oder von Jesus zu erzählen. Einige der Juden lehnten das Evangelium völlig ab. Andere hörten höflich zu und stellten Fragen. Ich war oft in Versuchung, offen in Jiddisch über den Krieg oder Hitler zu reden. Dennoch wagte das niemand, denn einer der Posten hätte es vielleicht verstanden.

Der Schweiß rann uns unter der glühenden Sonne in Strömen vom Leib. Es gab keinen Schatten und wir assen buchstäblich den Staub, den wir aufwirbelten. Bis Mittag schrien unsere Körper vor Müdigkeit, aber

wir mussten noch vier Stunden arbeiten. Nach dem ersten Tag harter Arbeit bildeten sich riesige Blasen an den Händen und unser Rücken schien zu zerbrechen. Wenn die Wachen sich umdrehten, versuchten wir eine kurze Pause zu erhaschen. Wir sehnten uns nach der Mittagspfeife. Dann kam ein Fuhrwerk mit Kübeln voll wässriger Suppe und Wasser. Unser fast unerträglicher Durst konnte gelöscht werden. Die halbe Stunde Pause verbrachte ich mit Steffi zusammen. Wir träumten von besseren Zeiten.

«Warum lässt Gott dies zu?» fragte Steffi an diesem ersten Tag. «Warum lässt Er unser Volk so hinschlachten?»

Wir legten uns ins trockene Gras. «Gott ist Liebe und Liebe beinhaltet Freiheit. Die Verderbtheit des Menschen wird hier klar. Doch denk auch an die, die leben, Steffi! Wir zwei werden überleben und davon erzählen. Ich weiss, dass Gott trauert, wenn jemand stirbt. Besonders, wenn er durch die Hände dieser machtgierigen, besessenen Männer stirbt.» Ich flüsterte, damit die Wachen nicht mithören konnten. «Ich glaube Gott weint richtig. Genauso wie Er es getan haben muss, als Jesus gekreuzigt wurde. Die Welt wurde dunkel, weil Gott die Sünde, die der leidende Jesus trug, nicht sehen konnte. Aber Er sieht uns, Steffi. Und Er sieht das Sehnen unseres Herzens.»

Steffi nickte skeptisch.

«Du wirst es sehen», meinte ich.

Der Nachmittag brachte noch mehr Stunden unermüdlicher Arbeit. Manchmal wies man uns neue Arbeitsnachbarn zu. Das war eine Möglichkeit neue Freunde zu finden. Ab und zu durften wir uns unsere Nachbarn selbst aussuchen. Ich wählte immer Steffi. So konnte ich sie aufmuntern. Ihre Niedergeschlagenheit nahm zu.

Am späten Nachmittag traten wir an und marschierten heim. Oft sangen wir deutsche Volks- oder Wanderlieder. Die Wachen forderten uns auf, nazistische Lieder zu singen, aber wir weigerten uns entschieden. Zu unserem Erstaunen wurden wir nicht bestraft. Neugierige Augen starrten uns aus den Bauernhöfen an, wenn wir singend vorbeimarschierten. Ich sah Mitleid in den Gesichtern der Leute, die mit Nazipropaganda vollgestopft waren. Später riskierten einige der Bauern sogar ihr Leben. Sie versuchten, uns gekochte Kartoffeln, Gemüse oder Buttermilch zuzuschmuggeln. Wir erfuhren von Ihnen die Neuigkeiten von den Kriegsschauplätzen. Sie selbst erhielten ihre Informationen durch die offiziellen Berichte oder die Untergrundsender anderer Länder, die

schwach zu empfangen waren. Obwohl sie uns wenig Einzelheiten berichten konnten, wussten wir, dass Deutschland im Spätsommer 1944 schwere Niederlagen erlitten hatte.

Unter den Frauen im Stall gab es Künstlerinnen: Musikerinnen und Tänzerinnen. Jeden Abend versuchten wir, ein Unterhaltungsprogramm aufzustellen. Es gab Pantomimen, Konzerte und Ballettaufführungen. Jeder fand an etwas Gefallen. In den ersten Wochen war die Lage dadurch noch nicht unerträglich. Es sollte erst noch schlimmer werden.

Ich wusste bald, welche Frauen mit mir in der Bibel lesen wollten. Fast jeden Abend traf sich eine kleine Schar am Ende des Stalles. Wir sangen, lasen in der Bibel und beteten. Auch versuchten wir einander zu ermutigen. In weniger als einer Woche war unsere Gruppe von sechs auf zehn gewachsen. Jeden Tag sprachen wir über Gottes Führung, erzählten, wie Gott uns behütet oder uns etwas geschenkt hatte. Jeden Tag tat Gott ein kleines Wunder. Immer mehr Christen fassten Mut und erzählten ihren Arbeitsnachbarn von Jesus. Gott half ihnen, sich an ganze Absätze in der Schrift zu erinnern, die sie vielleicht vor Jahren gelernt hatten. So wurde der Graben manchen zum grossen Segen. Oft sättigte Gott uns mit dem Wenigen, das wir bekamen. Wir erwachten dann frisch und ausgeruht nach nur vier oder fünf Stunden Schlaf. Als unsere Verzweiflung am grössten war, liess ein Bauer uns wissen, dass die Alliierten Deutschland bald besiegen und alle Gefangenen freilassen würden. Gott liess uns selten bis zur nackten Verzweiflung sinken. Er sandte uns immer zur rechten Zeit jemanden, durch den wir ermutigt wurden. Seine Boten brachten uns gute Nachrichten oder Lebensmittel aus der Küche eines Bauern.

Das Eine, worum wir täglich baten, gab er uns nicht: Regen! Es regnete sechs Wochen lang nicht. Deshalb hatten wir keinen freien Tag. Die Wachen machten sich einen Spass daraus und lästerten Gott, der so wenig Mitleid mit uns habe. Wenn wir im Zwielficht vor der Dämmerung zur Arbeit marschierten, hielt ich jeden Morgen Steffis Hand. Ich betete darum, dass Gott mir die rechten Worte schenken sollte. Ihre Zweifel nahmen täglich zu.

«Verglichen mit anderen sind wir frei», erklärte ich ihr eines Morgens. «Bei uns gibt es keinen Stacheldraht und keine Gaskammern.» «Sogar die Tiere im Wald haben mehr als wir», entgegnete Steffi. «Sie haben wenigstens Futter. Ihr Magen krümmt sich nicht vor Hunger.»

«Sie werden gejagt wie wir. Gott hat ihnen Schnelligkeit gegeben und uns einen scharfen Verstand, um die Bösen zu überlisten. Wart's ab. Gott wird uns erlösen und es wird wunderbar sein.» «Er hat uns noch nicht einmal Regen geschickt», erwiderte Steffi mutlos.

«Aber Seine Engel haben uns letzte Nacht Buttermilch und hartgekochte Eier gebracht, Steffi. Deshalb knurrt unser Magen heute nicht.»

Im August und September konnten wir im Fluss baden und uns die Dreckschicht wegwaschen. Das fliessende Wasser war wunderbar erfrischend und massierte sanft unseren Körper. Alle magerten wegen der schweren Arbeit und der mangelnden Ernährung ab. Ich verlor rasch an Gewicht. Als ich ein Kind war, hatten die Ballett- und Turnstunden meinen Körper fit gehalten und mich kräftig arbeiten lassen. Die schmerzhaften Blasen an meinen Händen wurden schliesslich zu Schwielen. Meine knappen Arbeitsgarnituren schlotterten immer mehr an mir. Meine Haut war von der sengenden Sonne ledrig und tiefbraun geworden. In meinem Blondes Haar waren weisse Stränen. Rudi Wolf hatte eines Abends nach dem Abendessen die Erlaubnis bekommen, mit mir im Lager umherzugehen. Er beschleunigte seinen Schritt, als er mich beim Kuhstall auf ihn warten sah. Sein Gesicht war voller Hoffnung und strahlte im Mondlicht.

«Anita, ich habe eine wunderbare Neuigkeit.» Er war ganz ausser Atem. Wir gingen in schnellem Tempo in Sichtweite der Wachen auf dem Lagerplatz herum und unterhielten uns gedämpft. Wenn wir uns der Wache näherten, sprachen wir laut über Alltägliches, um keinen Verdacht zu erregen.

«Ich habe immer gewusst, dass es Hoffnung gibt, Rudi.» «Heute habe ich auf dem Hof eines alten Bauern gearbeitet. Er kam aus dem Haus und hat sich mit mir unterhalten, während ich arbeitete. Der Wachtposten hat es nicht gesehen, weil wir schon mehr als 1.80 Meter tief waren. Er erzählte mir von zwei Berliner Familien, die bei ihm lebten. Die Zivilisten fliehen aufs Land, weil die Städte ein grosser Friedhof sind. Deutschland verliert den Krieg. Es kann nicht mehr lange dauern.»

Wir sahen über die Schulter, ob uns auch niemand folgte.

«Den ganzen Sommer lang sind deutsche Städte von den Alliierten eingeschert worden», fuhr Rudi fort. «Die Alliierten verwenden grössere Bomben, die mehr Schaden anrichten. Sobald man sich an die Aufräumarbeiten macht, fallen wieder Bomben.»

«Wann wird dies alles zu Ende sein?»

«Die Russen sind schon an der Grenze. Rom und andere Städte sind befreit worden. Der Krieg ist verloren. Es bleibt nur noch offen, ob Deutschland völlig zerstört wird. Und, Anita, einige KZs sind befreit worden. Treblinka und andere sind von den Russen aufgelöst worden. Es ist nur eine Frage der Zeit.»

«Wir müssen beten, Rudi, dass Gott den Deutschen gnädig ist. Sie sind Hitlers Marionetten gewesen und haben fürchterlich gelitten.»

«Ich habe auch schlechte Neuigkeiten, Anita.»

Rudis Gesicht wurde hart und schmerzvoll. Tränen schossen ihm in die Augen. «Der alte Bauer hat mir erzählt, dass in den letzten Wochen 600'000 Juden in Auschwitz vergast worden seien. Man habe versucht, in letzter Minute alle Juden dort zu töten. Adolf Eichmann hat vor dem deutschen Volk zugegeben, dass man bis jetzt etwa sechs Millionen Juden im Reich umgebracht hat. Hitler sagte, die Welt werde dafür ewig dankbar sein.»

Ich konnte nicht antworten. Wir hielten den Schmerz in uns zurück. Eines Tages würde die Welt es erfahren.

Ein paar Minuten später war der Kloss in meinem Hals kleiner geworden.

«Hat der Bauer etwas von Theresienstadt gehört?» fragte ich ängstlich.

«Nein – aber ich glaube, die Russen nähern sich dem Ort.» Hinter uns wurden Schritte laut und ein Gewehrlauf schob sich zwischen Rudi und mich: «Das genügt. Geh zum Kuhstall zurück, Kleine!» bellte der SS-Mann mich an.

Ich war über Rudis Neuigkeiten zugleich traurig und froh. Die «glorreichen» Tage des Reiches näherten sich ihrem Ende.

Monoton reihten sich die Tage aneinander und wurden zu Wochen. Das Brot wurde immer weniger und die Suppe immer scheusslicher. Mein Körper war durch die Gelbsucht im Jahr zuvor immer noch geschwächt. Mein Magen rebellierte gegen die Zuteilungen. Ich konnte nur sehr wenig essen. Alarmierend schnell verlor ich an Gewicht. Doch mein Vater im Himmel gab mir genug Kraft, die geforderte Arbeit zu erbringen und die Aufmerksamkeit der Wachen nicht auf mich zu ziehen. Viele litten sehr unter der quälenden Hitze. Sommer und Herbst dieses Jahres waren die heissesten Monate seit Menschengedenken. Ich litt mit denen, die täglich in der grössten Hitze zusammenbrachen. Sie empfangen kaum Hilfe oder Gnade. Man überschüttete sie mit Wasser und hielt ihnen ei-

ne strenge Predigt über die Kraft der einen arischen Rasse und der Schwäche von uns verachtenswerten Juden. Dann drückte man ihnen die Schaufel wieder in die Hand und jagte sie mit gezücktem Gewehr in die Gräben zurück. Wir Gläubigen ertrugen die endlosen Tage und die kurzen Nächte, weil wir uns gegenseitig ermutigen konnten. Ich kannte alle Frauen, die ihren Glauben bezeugten, aber fast keinen der Männer. An einem Tag Mitte September, als die Sonne endlich nicht mehr so stark schien, liess man mich neben Gunther Czech graben. Sein 19-jähriges Gesicht strahlte eine Schönheit aus, die von innen kam. Bald hatten wir herausgefunden, dass wir beide Judenchristen waren. Wie freuten wir uns über diese Entdeckung. Wir bemerkten den schweren Lehm-boden kaum. Auch unsere Mütter kannten sich.

«Gunther, deine Mutter heisst Hilde wie meine. Mutter hatte mir über Hilde Czech erzählt. Sie war so glücklich, eine andere Jüdin zu treffen, die an Jesus glaubt.»

«Wenn ich darüber nachdenke», meinte Gunther, «meine Mutter hat den Namen Hilde Dittman erwähnt.»

Gunther arbeitete ohne Unterbrechung weiter. Sogar an diesem relativ kühlen Tag rann uns der Schweiss in Strömen über das Gesicht.

«Was ist mit deiner Mutter passiert, Gunther?»

«Sie ist in Theresienstadt.»

«Meine auch.»

Gunther lachte mich übers ganze Gesicht an. «Anita, wenn wir je hier rauskommen, dann suchen wir zusammen unsere Mütter in Theresienstadt.»

Als ich an diesem Nachmittag zurückmarschierte, fühlte ich mich grossartig. Nicht nur weil ein Mann mich beachtet hatte, sondern weil ich mit Gunther den ganzen Tag über unseren Herrn hatte sprechen können. Immer musste ich die andern aufmuntern, obwohl ich selber oft eine Ermutigung gebraucht hätte. Heute hatte mich Gunther beschenkt und meinen Glauben gestärkt. Mein Glaube war nie ausgelöscht worden, aber ich hatte geistliche Nahrung gebraucht. Gott schenkte mir deshalb einen neuen Freund. Mein Herr gab mir alles, was ich brauchte. Als Steffis Körper sich an die Schinderei gewöhnt hatte, verlor sich ihre Niedergeschlagenheit langsam. Sie hatte einige neue Freunde gefunden, die sich wie sie für das Theater interessierten. Zu meiner Enttäuschung sprach sie nur noch selten von Gott. Ich sah sie manchmal lächeln oder sogar lachen. Sie weinte immer seltener.

Die Gebetsgruppe wuchs, als die anderen sahen, dass Gott uns stärkte und Kraft gab. Viele kamen einmal aus Neugier und blieben dann weg. Andere kamen und nahmen Anstoss an dem Reden von Jesus. Einige sassen nur da und beobachteten uns. Später fragten sie mich beim Graben über Jesus aus. Sie wollten wissen, wie das sei, als Jude an Jesus zu glauben. Sie stellten Fragen über Himmel und Hölle. Für sie war das Leben auf der Erde die Hölle. Viele der Neugierigen konnten sich nicht vorstellen, warum wir Christen nicht voller Bitterkeit und Hass gegen die Nazis waren. Warum wir die Welt nicht verfluchten, die so wenig Anteil an unserem Schicksal nahm. Zuerst kamen sie einzeln mit skeptischen Fragen. Dann zu zweit und schliesslich in ganzen Gruppen. So viele Fragen! So viele wollten eine Antwort! «Herr Jesus», betete ich still, «sprich durch mich. Lass mich vorleben, was ich sage.»

Nach sechs Wochen ununterbrochener Arbeit bekamen wir ein herrliches Geschenk: Jeder durfte einen Verwandten anrufen und zu einem Besuch einladen. Ich war überzeugt, dass alle meine Verwandten mütterlicherseits tot oder in Lagern waren. Blieb nur noch mein Vater. Trotzdem freute ich mich den ganzen Tag auf den Anruf. Endlich war ich an der Reihe. Ich ging in das Gebäude und wählte Vaters Nummer. Eine grosse Schlange von Häftlingen wartete hinter mir. Vater wusste nicht, dass ich in ein Lager gekommen war. Wie würde er reagieren? Gleichgültig? Schockiert? Seine Stimme musste ganz einfach entsetzt klingen, sonst wäre ich zu sehr verletzt. «Danke, Herr Jesus, dass ich einen Vater im Himmel habe, der mich tröstet, wenn mein irdischer Vater versagt.» Ich wählte und wartete an dem altmodischen Telefon, bis ich Vaters Stimme hörte.

«Hallo, Vater», rief ich erfreut.

«Anita! Wo bist du? Jemand sagte, du seist unter den letzten gewesen, die von Breslau ins Lager geschickt wurden. Stimmt das?» «Ja, Vater. Ich bin in Barthold bei Schmiegrode. Ich kann jetzt nicht lange sprechen. Aber man darf mich nächsten Sonntag besuchen. Würdest du zu mir kommen?»

«Selbstverständlich. Kann ich etwas zu essen mitbringen?» «Ja, das wäre gut. Es warten ungefähr 20 Leute, bis sie telefonieren können. Ich muss jetzt auflegen. Vater, ich vermisse dich.» Ich wartete einige endlose Sekunden auf Antwort.

«Anita, es tut mir leid, dass das passiert ist. Es tut mir wirklich leid.»

«Es hat gutgetan, deine Stimme zu hören, Vater. Auf Wiedersehen. Gott segne dich!»

Ich wusste, dass die letzten Worte seine atheistische Bitterkeit nicht durchdringen würden.

In jener Nacht waren alle aufgeregt und atemlos vor Spannung. In einer Woche würde fast jeder Häftling einen Besucher empfangen. Alle saßen auf dem strohbedeckten Boden und sprachen aufgeregt. Steffi und ich redeten noch lange miteinander, als die anderen eingeschlafen waren. Ihr Vater, den sie sehr liebte, würde sie besuchen kommen. Jetzt hatte endlich jeder etwas, worauf er sich freuen konnte.

Oktober 1944

Unsere Augen trafen sich, aber einen Moment lang erkannte mich Vater nicht. Sein Blick ging suchend weiter. Dann dämmerte ihm die traurige Erkenntnis und er sah mich nochmals an. Mitleid stieg in seine kalten Augen, als er meinen mageren Körper und mein ausgemergeltes Gesicht betrachtete. Als ich ihn anlächelte, kam er auf mich zu und umarmte mich. Diese Tragödie war notwendig gewesen, um die riesige Kluft all die Jahre hindurch zwischen uns zu überbrücken.

«Ich habe dich vermisst», seine Stimme zitterte vor Erregung.

«Es geht mir gut, Vater. Ich habe mich schon die ganze Woche auf deinen Besuch gefreut.»

Vater nahm den Rucksack ab und öffnete ihn.

«Ich habe dir etwas zum Essen gebracht, Anita. Schau, Äpfel, Birnen, Pudding, Blaukraut und Kartoffelpuffer. Ich hab' sogar kaltes Huhn mit.»

Es sah köstlich aus. Ich winkte Vater, mir zu folgen. Wir gingen auf ein Stückchen Grün beim Kuhstall zu. Während des Gehens sah er sich im Lager um. Es war jämmerlich, gut genug für Tiere, aber nicht für Menschen. Schliesslich wanderten seine Augen zu mir. Als wir an den Platz kamen, an dem wir uns setzen und reden konnten, breitete er seinen Mantel für uns aus. Er tat sein Bestes, um die peinliche Situation zu überbrücken. Er nahm den Rucksack und baute alle Esswaren in sauberen Häufchen vor mich auf. «Ich hatte schon vergessen, dass es das gibt!» rief ich. «Ich glaube nicht, dass ich das alles essen kann. Du bist doch nicht beleidigt, oder?» Vater schüttelte den Kopf.

Ich sah mich im Lager um. Auf der Wiese sassen andere Gefangene mit ihren Verwandten. Sie hatten kleine Gruppen gebildet. Überall standen bewaffnete Posten. Wir sprachen leise und vermieden alle Gefühlsregungen auf unseren Gesichtern. Ich ass den Pudding und die Puffer. Sofort rebellierte mein Magen. Ich wollte nicht, dass Vater es merkte, deshalb zwang ich mich zu einem schwachen, künstlichen Lächeln. Der

Schmerz überfiel mich in schrecklichen Krämpfen. Mein ganzer Körper rebellierte gegen normale, nahrhafte Kost, nachdem er so lange ausgehungert worden war.

«Deutschland ist erledigt, nicht wahr, Vater? Wir haben gehört, mit Hitler sei es aus. Mein Freund Rudi Wolf sagt, wir könnten die russischen Befreiungsschüsse in der Ferne hören.»

«Ja. Deutschland hat eine schreckliche Niederlage erlitten. Unsere Städte sind Ruinen. Eine halbe Million Zivilisten sollen im Bombenhagel umgekommen sein. Die Alliierten nähern sich unseren Grenzen. Es ist also alles nur noch eine Frage der Zeit. Aber es ist sehr schwer, genaue Informationen zu bekommen. Die Nazis stellen die Lage nicht sehr realistisch dar, weißt du.»

«Was ist mit Theresienstadt? Ich habe gehört, einige der Konzentrationslager sollen befreit worden sein.»

«Mit dem Vorrücken der Russen im Osten sind ein paar befreit worden, aber ich glaube, Theresienstadt ist noch besetzt.»

Meine tiefe Bitterkeit Vater gegenüber stieg wieder hoch. Wenn er uns nicht verlassen hätte, würden Mutter und ich vielleicht nicht in diesen Lagern schmachten. Aber es muss Gottes Wille sein, fiel mir dann ein, denn wir können anderen Häftlingen von Jesus erzählen. Also war es Gottes Plan, dass Vater uns verließ. Ich durfte ihm gegenüber nicht zu hart sein.

«Erzähl mir vom Leben im Lager.»

Ich erzählte nicht alles, aber meine körperliche Verfassung schien etwas vom Ernst der Lage anzudeuten.

«Es ist alles in Ordnung, Vater. Wenigstens ist Hella rechtzeitig fort gekommen. Sie hätte es im Nazideutschland nie ausgehalten. Mutter und ich sind geborgen in Jesus Christus, aber sie hatte keine Hoffnung. Ich kann viele Leute hier in Barthold ermutigen. Sie fragen nach Jesus und...»

«Genug davon, Anita. Du weißt, ich kann das nicht glauben.» «Aber ich bin der lebende Beweis, dass es einen Gott gibt, Vater.» «Hör auf.» Schritte, nicht weit von uns im Gras, zeigten uns, dass unsere Zeit bald um war. Wir hatten uns fast eine Stunde lang unterhalten. Jetzt begannen die Wachen Besucher wegzuschicken. Vater nahm den leeren Rucksack auf den Rücken und umarmte mich ein letztes Mal. Dann ging er weg. Nach ein paar Schritten kam er zu mir zurück.

«Ich komme wieder, Anita.» Er winkte. Ich sah ihm nach, wie er durchs Lagertor schritt und den Weg zum Bahnhof einschlug. Die Besuche brachten uns nicht nur Freude, sondern auch genau so viel Leid. Zuerst

die unbeschreibliche Wiedersehensfreude und dann bittere Tränen beim Abschied. Jetzt lebten wir wieder von Erinnerungen.

Mit dem Einsetzen des kalten Wetters verloren wir unseren Badeplatz im Fluss. Unsere Waschgelegenheit bestand nun in einer runden, 30cm hohen Emailschüssel. Das Wasser darin musste für 10 von uns reichen. Wir hatten einen genauen Zeitplan, damit jeder an die Reihe kam. Unter diesen Bedingungen war es schwer, sich sauber zu halten. Mit der Zeit bekamen die meisten Läuse. Die krabbelnden, beissenden Tiere nisteten sich in unseren Haaren ein. Sie waren eine unerträgliche Plage. Die Tiere vermehrten sich bestürzend schnell. Das Krabbeln Dutzender von ihnen auf unserem Kopf machte uns fast verrückt. Tagelang gab man uns kein Mittel dagegen. Als es schliesslich fast zu einem Aufstand kam, erhielten wir ein Medikament, das nicht nur die Läuse tötete. Mit den Läusen verschwand auch ein grosser Teil unserer Haare.

An einem späten Nachmittag brachte man uns in ein nahes Dorf, das ein grosses, öffentliches Bad besass. Zehn Minuten lang durften wir das herrliche, heisse Wasser geniessen. Welch wunderbares Gefühl! Für uns bedeutete das Minuten des grössten Komforts, den wir uns vorstellen konnten. Als ich mich im Spiegel betrachtete, musste ich zweimal hinschauen. Meine Wangen waren eingesunken. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Das Läusemittel hatte lichte Stellen in meinem Haar hinterlassen. Meine Haut war von der Sonne dunkel geworden. Sie war trocken und schälte sich. Innerhalb weniger Monate war ich gealtert. Der Oktober brachte Regen. Unsere Bewacher änderten jedoch ihre Meinung. Es gab keinen freien Tag mehr und wir mussten im Schlamm Gräben ziehen. Weil wir unsere neue Arbeitskleidung aus Baumwolle nirgends trocknen konnten, waren wir gezwungen, sie am nächsten Tag wieder tropfnass anzuziehen. Die Bedingungen wurden immer schlechter. Es gab kaum zu essen. Die Arbeit nahm kein Ende. Unsere Behausungen waren unhygienisch. Die Sicherheitsmassnahmen waren verstärkt worden. Niedergeschlagenheit machte sich breit. Die Frauen ertrugen einander nicht mehr. Bei manchen wurde der Glaube schwach, doch durfte ich viele stärken. Meine kleine, dreckverschmierte Bibel war durch so viele Hände gegangen, dass die Worte kaum zu entziffern waren. Die Wachen hatten die Bibel gesehen, sie mir aber nicht genommen.

Weil einige von uns einen arischen Elternteil hatten und viele von uns Judenchristen waren, wurden wir offensichtlich weniger grob behandelt als andere. Unsere Geschwister in Bergen-Belsen, Buchenwald, Treblinka, Auschwitz und in anderen Lagern pferchte man hinter Stacheldrahtzäunen zusammen. Sie waren menschliche Versuchskaninchen. Man marterte sie aus Spass und tötete sie schliesslich auf viele grausame Arten. Im Vergleich zu ihnen lebten wir in einer Märchenwelt. Und doch war auch bei uns das Gerücht aufgekommen, wir würden wie sie vergast oder erschossen, sobald unsere Gräben fertig wären.

November 1944

Das ganze Lager wurde nach Nordwesten, in ein Gebiet nahe dem Dorf Ostlinde verlegt. Wir liessen die riesigen Panzergräben gegen die vorrückenden Russen und auch die freundlichen Bauern zurück, die uns auf mancherlei Art geholfen hatten. Die Zahl der Gefangenen war in Barthold stark gestiegen. Ständig brachte man in den letzten Wochen neue Häftlinge. Wir waren etwa 500 Gefangene, die schliesslich Barthold verliessen und über die Landstrasse zum Bahnhof marschierten. Die freundlichen Bauern winkten uns aus ihren Fenstern zu. Der Krieg war noch nicht bis zu ihnen gedrungen, aber ihre Augen bezeugten, dass sie schon genug hatten.

Als wir das neue Lager erreicht hatten, liess man uns zum Appell antreten. Der kalte Wind blies durch unsere dünnen Baumwollkleider. Linser neuer Lagerkommandant war ein harter Mann mit einem Gesicht wie eine Bulldogge. Herr Anders, ein brutaler SS-Mann, knurrte uns böse seine Befehle entgegen, während wir in der Kälte standen und zitterten.

Das Leben ging weiter wie zuvor. Der Unterschied bestand nur darin, dass es Winter geworden war und wir mit engeren Platzverhältnissen fertig werden mussten. Man unterteilte uns in zwei Gruppen zu je 100 Frauen. Jede Gruppe bekam einen mittelgrossen Holzbau zugewiesen. Ein kleiner Holzofen verbreitete nur wenig Wärme. Wir schliefen auf strohgefüllten Jutesäcken. Es war ein bisschen besser als der nackte Boden.

Die Unterkunft der Männer war ein überfülltes Gebäude, das den Namen «Fort» trug. Bei ihnen waren die Verhältnisse ähnlich. Nur waren sie noch enger zusammengepfercht. Wieder marschierten wir um 5 Uhr früh zur Arbeit. Diesmal jedoch in schneidender Kälte. Wir mussten Tannenbäume fällen. Wir entfernten alle Äste von den Bäumen und wickelten sie mit Draht um den Stamm. Nach dieser seltsamen Massnahme stapelten wir sie in ordentliche Haufen. Von dort transportierten Pferdefuhrwerke sie zu den von uns zuvor ausgehobenen Panzergräben.

Glücklicherweise trug die schwere Arbeit dazu bei, uns warm zu halten. Die Arbeit war genauso monoton. Aber wir konnten sie ertragen, weil wir mit anderen Gläubigen zusammenarbeiten durften. Gott schenkte mir viele Freunde. Da waren Steffi, Gunther, Rudi, Gerhard und dazu noch 10 Geschwister, die am Herrn festhielten. Wir trafen uns so oft wie möglich zum Gebet. Manchmal scharten wir uns in der Kälte zusammen, hielten uns an den Händen und beteten. Es kam vor, dass uns die Wachen auseinandertrieben. Oder sie folgten einer anderen Laune und machten sich aus einiger Entfernung über uns lustig. Die Zahl derer, die an Jesus glaubten, stieg auf etwa zwanzig. Wir beteten für die Deutschen und Deutschland und baten Gott, die unschuldigen Opfer des Krieges zu schützen. Wir beteten, dass Gott unser Vaterland trotz aller Greueltaten, die es verübt hatte, wieder aufrichten möge.

Rudis Worte klangen mir ständig im Ohr. Wir konnten jetzt täglich die Schüsse der Russen hören. Einmal, bei einem Novembertgewitter, schlug mein Herz vor Aufregung wie wild. Ich hielt die Donnerschläge für russische Kanonen.

Ich hatte nun schon mehr als 10 kg abgenommen. Oft erklärten mir die Frauen beim Rückenschrubben: «Anita, es ist als ob man ein altes Waschbrett bearbeiten würde.» Ich glich einer braungebrannten Indianerin, abgemagert bis zum Skelett. Täglich wurde ich schwächer. Nach der Arbeit konnte ich kaum mehr die Treppen zu unserer Unterkunft hochsteigen.

Täglich verschlechterte sich mein Zustand. Steffi, Gunther und die Wolf-Brüder machten sich grosse Sorgen um mich. Andere schauten mich böse an, weil mir die Arbeit nicht mehr so schnell von der Hand ging. Sie befürchteten schon, einen Teil meiner Arbeit übernehmen zu müssen. Viele glaubten, ich sei nur faul. Tagelang sperrte ich mich gegen die einzige andere Möglichkeit: mich bei Herrn Anders zu melden. Er würde mich auf die Krankenstube schicken, einem kleinen Landspital, das die Nazis in Ostlinde unterhielten. Ich zweifelte sehr daran, ob die Ärzte und Schwestern sich viel um einen kranken Häftling scheren würden. In allen nazistischen Krankenhäusern gab es viele sinnige Methoden, sich der «Unerwünschten» zu entledigen. Wenn Häftlinge nicht mehr arbeitsfähig waren, brachten die Ärzte sie zweckmässigerweise um. Man enthielt ihnen die lebensnotwendige Medizin vor oder «spritze sie ab». Meine Schmerzen wurden immer schlimmer. Ich wurde von Tag zu Tag schwächer und musste es wagen. Ich legte mein

Leben ganz in Gottes Hand. Wenn Er wollte, dass ich diesen wahnsinnigen Krieg überlebte, dann konnte Er sich um alles kümmern. Das Krankenpersonal würde dann auch irgendeinen Wert in mir sehen.

Am nächsten Morgen sass ich nervös in einem kleinen Raum im Spital und wartete auf meine Untersuchung. Das Spital war eine interessante Mischung aus Altem und Neuem. Das altmodische Telefon und die alten Einrichtungen standen neben modernsten Apparaturen. Ich konnte kaum aufrecht sitzen. Die Schmerzen schienen fast unerträglich, als ich so minutenlang wartete. Ich wusste nicht, was schlimmer war: Die quälenden Schmerzen oder die innere Spannung. Dazu hatten mich drei Tage ohne Nahrung noch sehr geschwächt.

Schliesslich schlurfte ein bissig aussehender Doktor zur Tür herein. Er war gross und blond. Das Sinnbild der «arischen Rasse» und der Nazis. Krachend fiel die Tür hinter ihm ins Schloss. Er baute sich herausfordernd vor mir auf.

«Du hast schon 10 kg abgenommen, was?» fuhr er mich unfreundlich an.

«Ja, Herr Doktor.»

«Was ist schon dabei, wenn du abgenommen hast? Auch ich habe abgenommen. Es ist ein kleines Opfer für das Vaterland und den Führer. Im Gang stehen einige Betten. Leg dich in eins davon. Wir werden dich einige Tage hierbehalten und dich behandeln. Wie ich gehört habe, braucht man dich beim Bäumefällen. Du wirst also nicht lange hierbleiben. Wenn du nicht bald gesund wirst... nun, dann wird man sehen ...»

Ich war voller Argwohn. Er hatte mich nicht einmal untersucht. Vielleicht hatten sie mich schon abgeschrieben und wollten noch etwas nachhelfen. Ich verliess das Zimmer und ging zur kleinen Krankenstation. Es gab dort 10 schmale Betten mit Matratzen und Bettwäsche. Welch ein Luxus!

Die meisten Betten waren leer. Nur in einem sah ich ein mageres Mädchen. Als sie den Kopf hob, erkannte ich Anne Czech, Gunthers gläubige Schwester. Wie gnädig war Gott, der mir sogar hier im Spital eine Glaubensschwester schenkte!

«Anita, was tust du hier?»

Ich ging zu Anne und setzte mich auf den Rand des Nachbarbettes. «Ich habe schreckliche Magenschmerzen. Mir ist schwindlig und ich bin sehr schwach.»

«Anita, sei vorsichtig! Viele Gefangene verlassen das Spital nicht mehr, weil sie vom Personal getötet werden.»

«Ich weiss.»

«Hast du schon etwas gegessen?»

«Ich konnte wegen der unerträglichen Schmerzen schon drei Tage lang nichts mehr essen.»

«Wir sollten sofort dafür beten, dass deine Schmerzen aufhören, Anita! Wir wollen Gott bitten, dich zu heilen, damit du ihre tödliche Medizin nicht nehmen musst.»

Wir schlossen die Augen und beteten, bis wir Schritte hörten. Dann zog ich das fadenscheinige Spitalhemd an und kletterte ins Bett. Es war herrlich, in einem echten Bett mit Laken und Federkissen zu liegen!

«Ich bekomme nur Kartoffeln», berichtete mir Anne. «Ich werde dir davon abgeben. Sie könnten dich hier verhungern lassen. Du siehst wie ein wandelndes Skelett aus. Du musst die Kartoffeln essen, auch wenn du weiter Schmerzen hast. Wenn du noch dünner wirst, können die Nazis dich nicht mehr zum Arbeiten brauchen. Versprich mir, ein paar Kartoffeln zu essen.»

«Ich verspreche es.»

Eine Schwester trat an mein Bett. In ihrer Hand hielt sie ein Glas Wasser und ein Teilerchen mit einer gelben Tablette. «Sie müssen diese kleinen gelben Tabletten drei mal täglich nehmen, Frl. Dittman. Sie werden sich dadurch schneller erholen. Nehmen Sie gleich jetzt eine davon.»

Sie hielt die Arme verschränkt und verfolgte prüfend mein Tun. Ich steckte die Tablette in meinen Mund und spülte sie mit dem frischen Brunnenwasser hinunter. Darauf entfernte sie sich.

«Anita!» schimpfte Anne mit mir, als die Schwester gegangen war. «Nimm die Tabletten nicht! Du weisst nicht, was das für ein Medikament ist. Willst du vergiftet werden? Warum hast du nicht auf mich gehört, als ich dich warnte?»

«Was hätte ich tun sollen? Sie hat mir zugeschaut.»

«Nächstes Mal steckst du sie in den Mund und tust, als ob du sie schlucken würdest. Wenn sie weg ist, spuckst du die Tablette aus.»

Anne hatte recht. Eine halbe Stunde später begann ich zu erbrechen. Die Tablette sollte mich noch mehr schwächen und schliesslich töten. Ich war dem Reich nicht mehr nützlich. Weil ich nichts im Magen hatte, würgte ich nur. Die Schwester machte ein zufriedenes Gesicht, als sie mir einen Eimer vors Bett stellte.

Am Abend brachte man mir etwas wässrige Suppe und wieder eine gelbe Tablette. Wie Anne mir befohlen hatte, steckte ich die Pille in den Mund und «schluckte» bereitwillig. Dann rührte ich in meiner Wassersuppe, bis die Schwester weg war. Anne gab mir von da an die Hälfte ihrer Kartoffeln. Ich ass sie unter der Decke, damit niemand es sähe. Später wankte ich ins Badezimmer und würgte über der Schüssel, als ob ich erbrechen müsste.

Sechs Tage später hatte ich drei kg zugenommen und fühlte mich wieder stark. Die Ärzte und Schwestern nahmen es verwundert zur Kenntnis. Anne, die wegen einer schmerzhaften Arthritis hier war, konnte jetzt ihre Gelenke fast ohne Schmerzen bewegen. Gott hatte unsere Gebete erhört und uns Kraft und Gesundheit wiedergeschenkt. Wir konnten das Todeskrankenhaus verlassen. Wachtposten begleiteten uns zum Arbeitslager zurück. Dort mussten wir sofort wieder zur Zwangsarbeit antreten.

Wir beteten darum, dass Gott uns gesund und stark erhalten möge. Auch das wäre ein Wunder, denn jeden Tag gab es weniger zu essen. Die deutschen Soldaten an der Front sollten mehr Nahrung bekommen. Unser Gebet wurde bald erhört. Die umliegenden Bauern halfen uns, so gut sie konnten. Sie riskierten ihr Leben, als sie uns Wurst, Brot und Käse zuschmuggelten. Sie machten uns auch auf die Pilze im Wald aufmerksam. Gott schien jedem winzigen Pilz und jedem Bissen Brot den Nährwert einer ganzen Mahlzeit zu geben. Alle, die auf Jesus vertrauten, wurden so körperlich gestärkt und erhielten auch geistliches Stehver-

..

Dezember 1944

Im Dezember sahen wir uns zwei Schreckgespenstern gegenüber: dem Winter und den Verräterinnen unter uns. Um sich das Leben zu erleichtern, verrieten einige Frauen ihre Leidensgefährtinnen an die Wachen. Es ging um solche «Verbrechen» wie: Reden, falsche Einstellung oder Nazi-Gegnerschaft. Sie taten alles, um ihr Leben angenehmer zu machen. Viele verbrachten sogar die Nächte mit den Posten und wurden dafür bevorzugt behandelt.

Die Winterstürme wurden heftiger und unsere Lebensgeister sanken. Unsere Uniformen waren ungenügend. Viele liessen sich von zu Hause Kleider schicken. Ich bekam von Vater warme Socken, Handschuhe und eine Jacke. Wenn wir lange und schwer genug arbeiteten, konnten wir unsere Körper einigermassen warm halten. Aber auf dem Weg zur Arbeit und zurück piff der Wind durch die Kleider.

Wieder warteten wir ungeduldig auf die Pfeife, wenn der Pferdewagen uns die warme, undefinierbare Suppe brachte. Aber sie schmeckte scheusslich und war meist schon kalt bis sie ausgeschenkt wurde. Die darin umher sch wimmenden Brocken schmeckten wie Rinde. Eines Tages sah ich, wie Gunther seine Suppe in ein «Grab» leerte. Dann deckte er es mit Erde zu. Er nahm einen grossen Stein und legte ihn darüber. Auf den Stein schrieb er:

«Hier ruhet still und unvergessen
unser heut'ges Mittagessen.»

Kurz vor Weihnachten traf ich einen anderen wunderbaren Gläubigen: Christian Riesel. Wir lernten uns beim Bäumefällen kennen. Auf unsere stille Art verliebten wir uns bald. Obwohl ich Rudi, Wolfgang, Gerhard und Gunther sehr gerne mochte, waren meine Gefühle für Christian anders. Er war etwas älter als ich. Trotz der entbehrungsreichen Monate und der schweren Arbeit war er stark und hübsch. Seine Augen glänzten, während die Blicke der anderen glasig und stumpf wurden. Er lä-

chelte, wenn alle nur Ablehnung hatten. Er liebte jeden auf eine besondere Art und übte sogar an den Nazis christliche Nächstenliebe. Mich jedoch liebte er auf eine andere Weise. Es gab im Lager natürlich keine Zeit für Liebe und Freundschaft. Es war zu kalt, um lange in unseren dünnen Kleidern draussen zu bleiben. In die jeweiligen Unterkünfte durften wir nicht. Wir fällten oft zusammen Bäume und lernten uns dabei besser kennen. Jeden Tag bestätigte sich unsere Liebe neu.

«Eines Tages werden wir herrlich frei und wieder glücklich sein, Anita. Wir werden Geld und genug zu essen haben und mit unsern Lieben vereint sein. Nie wieder werden wir das Klopfen an der Tür fürchten müssen. Glaubst du auch daran, Anita?»

«Ja, Gott bestätigt es mir jeden Tag. Mir ist jedoch die Gefangenschaft lieber, als in der Freiheit zu leben ohne Jesus, wie meine Schwester Hella.»

«Nichts geschieht grundlos, nicht war? Was glaubst du, warum sitzen wir hier eigentlich in der Falle? Gott will bestimmt, dass wir Ihn gerade in dieser Lage verherrlichen. Was meinst du?» «Ich glaube das auch.»

«Anita, weisst du, was heute für ein Tag ist?»

«Nein, wieso?»

«Heute ist Weihnachten. Ich habe für dich und die anderen Christen im Lager eine Überraschung bereit.»

«Warum hast du es mir nicht schon früher gesagt, Christian?» «Ich habe die Bestätigung erst am Mittag erhalten.» Christians Augen leuchteten jetzt vor Aufregung. «Herr Anders hat mir erlaubt, alle Christen heute Nacht zur Mette in Ostlinde mitzunehmen! Natürlich wird ein Wachtposten dabeisein, aber so wird er das Evangelium auch hören.»

«Christian! das kann doch nicht wahr sein? Ein richtiger Weihnachtsgottesdienst! Wir müssen es allen sagen. Das ist ja herrlich.»

Für uns kriegsmüde Gläubige war das die beste Neuigkeit seit Monaten, vielleicht seit Jahren. Die anderen Lagerinsassen verstanden unsere Freude nicht. Ob sie nun eifersüchtig oder herzlich waren, sie waren froh, wenn wir sie in Ruhe liessen. Das band uns Christen nur mehr aneinander.

Zwanzig von uns stapften in dieser Nacht über die schneebedeckten Hügel und Wiesen zu einer kleinen Landkirche am Rande von Ostlinde. Es schneite leicht. Die schmelzenden Schneeflocken vermischten sich mit den Tränen in meinem Gesicht. Christian nahm meine Hand. «Dieses

Weihnachten bedeutet mir am meisten von allen», sagte ich ihm. «Gott zeigt uns seine Liebe in besonderer Weise. Es bedeutet, dass Gott sich um uns kümmert und alles gut enden wird.»

«So muss Jesu Geburt gewesen sein», sagte Christian leise. «Er wurde auch verfolgt, unverstanden und gehasst. Trotzdem vergab er immer. Auch wir müssen vergeben, Anita, auch den Nazis.» An der Seite von hundert oder mehr Bauern und Dorfbewohnern drängten wir uns in die kleine Kirche. Bis lange nach Mitternacht sangen wir Weihnachtslieder und priesen den Herrn. Als wir die Weihnachtserzählung lasen, wurde uns wieder klar, dass Jesus all unser Leid kannte. Auch er war ein Mensch gewesen und hatte unermessliches Leid erfahren. Im Licht der Kerzen beteten wir gemeinsam für Deutschland und unsere Familien. Der Wachtposten stand aufmerksam in der Tür. Dann stapften wir im Mondlicht wieder heim. Es fiel kein Schnee mehr. Alle waren still. Wir genossen jede Minute dieses gesegneten Weihnachtsabends.

Januar 1945

«Die Russen sind schon fast auf deutschem Boden», berichtete Christian mir eines Tages im Januar 1945. Er hatte diese Informationen von den Dorfbewohnern. Wir marschierten gerade ins Lager zurück. «Auschwitz soll von den Russen befreit worden sein.» «Preis dem Herrn!» Die grässlichen Berichte, die aus Auschwitz und Dachau durchsickerten, waren kaum zu fassen gewesen. Auch Theresienstadt war berüchtigt. Glücklicherweise wusste ich das nicht. Ich setzte meine ganze Hoffnung darauf, dass Mutter gesund war und es ihr gut ging.

«Man sagte mir, dass wir alle in die Gaskammern von Auschwitz kommen sollten. Man wollte uns nur unsere Arbeit hier beenden lassen», erklärte Christian. «Diese Berichte stammen aus zuverlässiger Quelle. Ich glaube, sie stimmen. Die Russen sind vielleicht gottlose Atheisten, Anita, aber sie befreien doch unser Volk. Gottes Wege sind seltsam, oder?»

Jeden Tag sahen wir mehr Bewohner von Ostlinde vor den Russen nach Westen fliehen. Zuerst waren es nur Frauen und Kinder, dann auch Männer. Ostlinde wurde bald eine Geisterstadt. Wir schöpften dadurch neue Hoffnung.

Trotz der prekären Situation durften wir noch einmal Besucher empfangen. Ich benachrichtigte Vater, der mir versprochen hatte zu kommen, wenn wir wieder besucht werden dürften. Diesmal würde ich alle Kostbarkeiten, die er brachte, essen können. Gott hatte meinen Magen wunderbar geheilt und die Schmerzen genommen. Im Lager summt es vor Erwartung des grossen Besuchstages. Eine Stunde lang schrubbten wir uns mit einer Seife, die eigentlich nur aus Ton war. Trotz unserer Sorgen gingen alle im Lager wie auf Wolken. Das Schwerste am Leben im Lager war, dass man sich selten auf etwas freuen konnte. Das Leben war eine Routine und meist tödlich eintönig. Plötzlich erwartete fast jeder Mann einen Besucher, und die freudige Erregung darüber fegte durchs Lager wie ein Sommergewitter.

Einige Skeptiker glaubten, dies sei nur ein Trick oder ein schlechter Scherz. Vielleicht würde man die Besucher noch ins Gefängnis stecken, sobald die Nazis herausgefunden hätten, wer sie waren. Das düstere Gerücht war gar nicht so absurd.

Vater sah müde aus, als er das Lager betrat. Wir trafen uns im Aufenthaltsraum der Wachtposten. Die Besuchszeit war auf 15 Minuten beschränkt, damit auch andere hereinkönnten.

«Anita, du siehst sehr viel besser aus», meinte Vater erfreut, als er mich sah.

«Jesus hat mich geheilt und mir neue Kraft geschenkt.»

«Das ist Unsinn. Bitte rede nicht davon, Anita. Ich will nicht unsere Zeit verschwenden.»

Eine Sekunde lang war Vaters Gesicht, wie ich es von jeher kannte, böse und verbittert von dem Versuch, ohne Gott zurecht zu kommen. Nicht einmal die Hölle, durch die Deutschland ging, liess ihn zur Vernunft kommen.

«Hast du etwas von Mutter gehört?» fragte ich ihn. «Gibt es Nachrichten aus Theresienstadt?»

«Alles, was man hört, sind schlechte Nachrichten. Theresienstadt soll ein schreckliches Vernichtungslager sein. Ich möchte dich nicht entmutigen, Anita, aber du solltest die Wahrheit kennen. Theresienstadt, Auschwitz und Dachau sollen die ärgsten Lager sein. Auschwitz ist zwar befreit worden, aber die anderen nicht. Die orthodoxen und religiösen Juden in Konzentrationslagern wie Theresienstadt waren das Ziel der bösartigsten Angriffe Eichmanns. Aber verzweifle nicht ganz. Eingeht werden es schaffen. Deine Mutter ist stark, Anita.»

«Ist der Krieg nicht fast vorbei, Vater?»

«Die Briten und Amerikaner haben unsere Städte dem Erdboden gleich gemacht. Es geht hoffnungslos drunter und drüber. Manche haben die weisse Flagge gehisst, aber sie sind schwer dafür bestraft worden. Warschau kann den Russen täglich in die Hände fallen. Es ist traurig, Anita. Vielleicht seid ihr in den Konzentrationslagern die einzigen, die wirklich frei sind. Auf euch fallen keine Bomben. Die Alliierten versuchen euch zu befreien.»

Gott richtete Deutschland für den blinden Gehorsam Hitler gegenüber. Dieser schreckliche Demagoge und Betrüger hatte den Antisemitismus propagiert. Seine Anhänger hatten über Europa und Russland unbeschreiblichen Schrecken gebracht. Die ganze Welt bekam die Auswirkungen zu spüren. Jetzt war Deutschland an der Reihe, um Gnade zu bitten.

Ich wünschte mir so sehr, dass Vater der kommenden Belagerung entfliehen könnte. Aber noch mehr wünschte ich mir, dass er Jesus kennenlernte. Dann wäre es gleichgültig, ob wir in diesem Massengrab lebten oder starben. Ich wollte, dass er die gleiche wunderbare Zukunft hätte, die Mutter und mich einmal erwartete: Eine Ewigkeit mit denen zu verbringen, die man geliebt und verloren hatte; am Thron Dessen, Der uns mit vollkommener Liebe liebt. Der Schmerz in meinem Herzen über Vaters ablehnende Haltung Jesus gegenüber steigerte sich noch, als er mich am Nachmittag zum Abschied sanft auf die Stirn küsste. Als er in der Entfernung immer kleiner wurde, hatte ich das bedrückende Gefühl, dass ich ihn nie wieder sehen würde.

Die bittere Januarkälte wurde uns während des Marsches zur Arbeit schmerzlich bewusst. Die schneebedeckten Strassen lagen noch in der Dunkelheit. Mit unseren Holzschuhen kamen wir nur mühsam vorwärts. Unsere Fäustlinge waren durch die Arbeit zerschlissen. Mit steifen Fingern und unter Schmerzen befestigten wir die Äste der Tannen an den Baumstämmen.

Die Liebe zwischen Christian und mir wuchs. Das half mir, diese körperlichen Strapazen durchzuhalten. Gott war gut zu mir. Ich hielt mich für die glücklichste Frau im Lager.

Christian, der eine unnachahmliche Art im Umgang mit Herrn Anders hatte, bekam die Erlaubnis, die kleine Kirche für klassische Konzerte zu benutzen. Christian spielte Geige und studierte das ganze Programm ein. Ich habe nie erfahren, woher die Musiker ihre Instrumente bekamen. Eine Flöte, eine Viola, eine Trompete, ein Cello und zwei Geigen bildeten das Orchester. Auch die winzige Kirchenorgel wurde benützt. In der Kirche war es kalt und dunkel. Nur vom Chorraum über den Kirchenbänken schien ein Licht. Etwa 10 Musiker blinzelten in der Dämmerung, um die Noten, die Christian für sie geschrieben hatte, zu lesen. Beinahe 100 Liebhaber klassischer Musik kamen, von bewaffneten Lagerposten bewacht, in die Kirche. Wir quetschten uns, in Decken eingepackt, bei Temperaturen um 0° C in die Bänke, um uns gegenseitig zu wärmen.

Es war wunderbar, einzutauchen in die herrliche Welt der Klänge von Händel, Mozart und Bach. Wie am Weihnachtsabend vergassen wir unseren knurrenden Magen und die eisige Kälte.

Und wie zu Weihnachten sprach keiner, als wir in der Nacht durch den Schnee zum Lager zurückstapften. Wir verstanden uns schweigend. In diesem Schweigen lag eine Übereinstimmung, die jenseits aller Worte war. Von der friedvollen Musik gesättigt, sank ich voller Dankbarkeit Gott gegenüber auf meiner Strohmattatze in tiefen, erholsamen Schlaf.

23. Januar 1945

An einem Abend befahl man uns plötzlich unsere Sachen zusammenzusuchen und um 21.30 Uhr zum Appell anzutreten. Ein Appell am Abend war sehr ungewöhnlich. Es war kalt und stürmisch und durch den wolkenbedeckten Himmel sah man weder Mond noch Sterne; sogar die Wachen und Herr Anders waren aufgeregt. Die paar restlichen Bewohner von Ostlinde waren an diesem Abend hastig geflohen. Offensichtlich kamen die Russen schnell näher und würden Ostlinde bald erreichen. Deswegen sollten wir zu Fuss nach einem unbekanntem Ort gebracht werden. Ich klammerte mich an Christians Hand, als wir ungeordnet auf dem Appellplatz standen.

«Christian, wir könnten in diesem Durcheinander entkommen!» flüsterte ich. «Die würden uns nie sehen oder bemerken. Ein Zug kommt später durch Ostlinde und fährt geradewegs nach Breslau.»

«Nein!» antwortete Christian eindringlich und presste meine Hand. «Das ist nicht sicher. Du bleibst bei mir.»

Ich war Gott sehr dankbar, dass ich auf Christian gehört hatte. Später erfuhr ich von 12 Gefangenen, die an diesem Abend flohen. Man schnappte sie am Bahnhof von Breslau. Die Gestapo schleppte sie in ein leeres Haus und hielt sie tagelang fest. Auch meine Freunde, die Brüder Wolf, waren darunter. Die Gestapo liess später dort eine Bombe hochgehen. Es war ein schreckliches Beispiel dafür, was einem Gefangenen passieren konnte, wenn er zu fliehen versuchte.

Einige andere, die in der Nacht entflohen, versteckten sich in Ostlinde. Als die Russen die Stadt besetzten, hielt man die Entflohenen für einen deutschen Hinterhalt. Man nahm sie gefangen und schickte sie in Lager nach Sibirien. Man hatte uns absichtlich alle Papiere abgenommen, damit wir uns in einer solchen Situation nicht ausweisen konnten. Deshalb glaubten die Russen den versteckten Häftlingen nicht.

Die ganze Nacht marschierten wir ohne Stiefel durch tiefen Schnee. Wir waren bald erschöpft. Unsere kleinen Koffer oder Rucksäcke wurden zu zentnerschweren Lasten. Die Kälte drang bis auf die Knochen. Trotz des schnellen Marschtempos wurden wir nicht warm. Während des ganzen Marsches durften wir nicht sprechen. Christian ging aber neben mir. Wir konnten uns schweigend verständigen. Schon seine Anwesenheit genügte mir.

Unser Körper schrie nach Ruhe, Wärme und Nahrung. Zu den physischen Strapazen kam die Ungewissheit. Was war los? Wohin gingen wir? Lag vor uns eine Gaskammer oder ein Erschiessungskommando? Oder die Russen? Die Stunden vergingen qualvoll langsam. Die ganze Nacht hetzten wir ohne Pause im selben Tempo vorwärts. Nagende Ungewissheit bohrte in uns allen. Die Frauen weinten. Wir stapften durch tiefen Schnee, der sich in unseren dünnen Holzschuhen sammelte und schmolz. Unsere Füsse erfroren. Sollte der Marsch denn nie enden? Sollte das ein Todesmarsch werden? Würden wir bei diesem Marsch umkommen wie die deutschen Kriegsgefangenen in Russland? Nur der grosse, mächtige Gott, der mich so liebte, konnte mir in dieser Nacht Frieden schenken.

Im Osten wurde der Himmel grau. Es musste etwa 6.30 Uhr sein. Kurz darauf kamen wir in ein anderes kleines Dorf. Jetzt endlich durften wir einige Minuten auf dem Dorfplatz rasten. Nur wenige Meter von uns lag ein dichter Wald. Die ersten Sonnenstrahlen drangen durch die Tannen. Christian, seine Schwester Hilde, Hella Frommelt und ich sassens beieinander. Wir atmeten schwer von dem Acht-Stunden-Marsch. Die Posten versammelten sich zu einer Beratung. Dabei liessen sie die Gefangenen einen Moment aus den Augen.

Erschöpfung, Müdigkeit, Kälte und Hunger hatten uns völlig betäubt. Christian dachte ein paar Sekunden nach. Endlich nickte er und deutete uns, ihm schnell in den Wald nachzulaufen. Es war noch dunkel genug. In wenigen Minuten würde die Dämmerung jeden Plan zunichte machen. Wir mussten jetzt handeln.

Schnell wie Gazellen flohen wir in den nahen Wald. Keiner von uns hätte gedacht, dass wir noch so hastig laufen könnten. Einige Gefangene beobachteten unsere Flucht. Unser Leben hing von ihrem Schweigen ab. Wir arbeiteten uns durch eine dicke Schneeschicht. Zweige und Äste peitschten uns ins Gesicht. Im Dunst der Dämmerung übersahen wir Bäume und fielen in Löcher. Dutzende Male musste Christian anhalten

und uns aus dem Schnee hochhelfen. Meine Kehle war heiser und brannte vom keuchenden Atemholen in der Kälte. Mein Herz rastete vor Angst und Erschöpfung so schnell, dass ich dachte, es würde jeden Augenblick zu schlagen aufhören. Ich wartete auf vier Schüsse, die uns für immer aufhalten würden. Aber alles blieb ruhig.

«Hilde und Hella können nicht länger so schnell weiter», keuchte ich hinter Christian. «Sie bleiben zurück. Wir müssen ihnen helfen.»

Christian hielt an und lehnte sich ermattet an einen Baum. Er rang nach Atem. Erschöpft fiel ich zu Boden in den Schnee. Kurz darauf hörten wir das knirschende Geräusch ihrer Schritte, als Hilde und Hella näherkamen. Ihre Gesichter waren vor Kälte und Anstrengung hochrot. Wie Glühlampen schienen sie durch das trübe Dämmerlicht.

«Wir brauchen eine Pause», bat Hella. «Wir können nicht weiter.»

«Aber wir müssen weiter», gab Christian zurück. «Da vorne bewegen sich Lichter. Ich glaube es ist eine Strasse. Gott wird uns die Kraft geben.» Manchmal war der Schnee knietief. Ab und zu äugte ein verwirrtes Eichhörnchen oder ein Kaninchen uns an. Es wusste nicht, wie glücklich es in seiner ruhigen Welt lebte.

Wir hörten Motorengeräusche, noch mehr Lichter huschten an uns vorbei. Direkt vor uns musste eine Strasse liegen. Vielleicht befanden sich noch mehr Deutsche auf der Flucht vor den Russen. Wir kämpften uns vorwärts, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Schliesslich kamen wir an den Waldrand und blickten auf eine ungeteerte Strasse. Ein bärtiger Deutscher fuhr mit einem alten Lastwagen die holprige Strasse herunter. Christian rannte in die Mitte der Strasse und winkte. Der alte Mann hielt an. Er streckte sein zerfurchtes Gesicht aus dem Fenster. «Steigt auf!» befahl er, ohne Fragen zu stellen. «Ich fahre ein paar Kilometer nach Westen. Wir versuchen, vor den russischen Truppen zu bleiben. Meine Familie ist letzte Woche gegangen.»

Wir kletterten hinten auf den Lastwagen und setzten uns auf einige Zementsäcke, die entlang der Seitenwände lagen. Unsere mageren Körper schmerzten, wenn der Mann über einen Stein fuhr und wir voller Wucht auf die Säcke zurückfielen.

«Betet», sagte ich. «Betet, dass wir Herrn Anders und den anderen nicht in die Hände laufen.» Wir hatten jeden Orientierungssinn verloren und wussten nicht, wo die anderen Gefangenen entlangmarschierten.

Wir waren zu erschöpft, um zu sprechen. Die giftigen Auspuffgase drangen bis zu uns herein und benebelten uns. Ich drückte mich so nah wie möglich an Christians Seite. Er legte den Arm um mich. Trotz Kälte, Hunger und Erschütterungen schlummerte ich an Christians Schulter ein. Sekunden später riss mich jedoch die drohende Gegenwart immer wieder aus dem Schlaf. Wir mussten auf der Hut sein.

Etwa eine Stunde später langten wir in einem verlassenem kleinen Dorf an. Vorsichtig sprangen wir vom Lastwagen ab, damit der alte Mann nicht wusste, wo wir abgestiegen waren. Man konnte niemandem in Deutschland trauen. Er hätte uns direkt zur Gestapo bringen können.

In dem kleinen Dorf sah es nach einem panikartigen Aufbruch aus. Sogar jetzt, mitten im Winter, standen die Haustüren offen und die Lichter in den Häusern brannten. Vorsichtig spähten wir in einige verlassene Häuser. In einem glühte noch Asche im Ofen. Etliche Dorfbewohner mussten erst wenige Stunden zuvor geflohen sein. Andere waren geblieben, aber sie sahen vorsichtig aus den Fenstern.

Wir betraten das Haus, in dem die Asche im Ofen noch glühte. Es war noch warm und gemütlich, obwohl viele Haushaltsgegenstände fehlten. Die fliehenden Bewohner hatten sie offensichtlich mitgenommen.

«Ich hole ein paar Holzscheite und lege sie aufs Feuer», meinte Christian.

«Anita, schau nach, ob etwas zum Essen dageblieben ist.» Hilde und Hella brachen erschöpft vor dem Ofen zusammen. Ich ging in die Küche. Während Christian nach Feuerholz suchte, durchsuchte ich alle Schränke nach etwas Essbarem. Gott sorgte für uns, denn ich entdeckte etwas Speck, Brot, Nudeln und je ein Päckchen Bohnen und Linsen. Es war sogar noch ein kleines Päckchen Tee da. Mit diesen Sachen konnte ich uns ein Feinschmecker Menü kochen!

Wir scharten uns ums Feuer und assen. Die Morgensonne lachte uns durchs Fenster an. Ausgehungert wie wir waren, verschlangen wir schnell unser Essen und sprachen lange kein Wort. Nur das knisternde Feuer und das Jublieren der Vögel war an diesem neuen Tag in dem fast verlassenem Dorf zu hören. Die Dorfbewohner mussten von den vorrückenden Russen gehört haben. Einige jedoch waren zurückgeblieben und wollten ihr Glück versuchen. Obwohl Neugier uns plagte, und viele Fragen in unsern Herzen brannten, wagten wir es nicht, uns auf der Strasse sehen zu lassen.

In einem so kleinen Flecken würde jeder Fremde auffallen. «Was tun wir als Nächstes?» fragte ich Christian, als er fertig gegessen hatte.

«Ich weiss nicht. Wir könnten auf die Russen warten, aber wie sollen wir ihnen beweisen, dass wir Sträflinge sind? Wir tragen zwar unsere Arbeitskleidung, dennoch können wir sie kaum überzeugen, dass wir keine Feinde sind.»

«Warum versuchen wir nicht, uns nach Breslau durchzuschlagen?» fragte Hella.

«Ich glaube, wir bleiben im Moment hier», entgegnete Christian. «Wer weiss, vielleicht ist morgen der Krieg aus.» Christian schien immer zu wissen, was zu tun war. Bei ihm fühlten wir uns geborgen und sicher. Sein Urteil war für uns richtig und unanfechtbar. Den ganzen Tag ruhten wir uns in dem verlassenen Haus aus. Dennoch lauschten wir mit einem Ohr auf das Geräusch marschierender Füsse. Würden die restlichen Gefangenen mit Herrn Anders durch das Dorf kommen? Wer weiss, vielleicht wurden wir von ein paar Wachen verfolgt. Jetzt hatten sie unser Fehlen sicher schon bemerkt. Wir versuchten auch, die Detonationen russischer Kanonen zu hören. Vielleicht drohte uns von den Russen noch grössere Gefahr? Wir hatten Gott immer dafür gedankt, dass uns die KZ-Nummern nicht eintätowiert worden waren. Andererseits würden uns diese nun ohne Zweifel als Opfer der Nazis ausweisen. Noch vor Sonnenuntergang schliefen wir friedlich vor dem Ofen ein. Wir hatten die ganze Nacht vorher nicht geschlafen und den ganzen Tag von unseren Träumen vom Leben in der Freiheit gesprochen. Unsere Körper waren zerschunden. Obwohl ich Gott für unsere Freiheit dankte, dachte ich doch voller Unruhe an Steffi, Gunther, Anne und die geliebten Freunde, die wir zurückgelassen hatten. Brachte man sie in die Gaskammern? Durften wir unsere Freiheit geniessen, so lange das Schicksal meiner Freunde ungewiss war?

Der nagende Hunger weckte uns früh am nächsten Morgen. Vom köstlichen Festessen des Vortages war nichts mehr übrig geblieben. Wir hatten nur noch etwas schwarzen Tee, den wir aufwärmten. Wir hatten keine Lebensmittelkarten, um uns in dem kleinen Dorf Essen zu beschaffen. Als der Tag verging, versuchten wir unseren Hunger zu unterdrücken. Wir sassen wieder am Feuer und dankten Gott für die 24 Stunden der Freiheit.

«Ganz bestimmt sind wir jetzt sicher», meinte ich zuversichtlich zu den andern. Christian legte ein neues Scheit aufs Feuer. Meine Zuversicht klang fast arrogant.

«Wir können nicht sicher sein», gab Christian zurück. «Es schaut so aus, aber es kann noch viel passieren.»

«Aber Anders und die anderen waren sicher vor Stunden hier schon durchmarschiert», bestand Hilde auf ihrer Meinung.

«Vielleicht.» Christian war vorsichtig. Er spähte durchs Vorderfenster. «Es ist eine verschlafene kleine Stadt. Weil wir hier ein Weilchen bleiben wollen, werde ich versuchen, etwas Essbares aufzutreiben.»

«Christian!» protestierte ich.

«Ich muss, Anita. Wir werden hier langsam verhungern. Nächste Woche ist es auch nicht sicherer. Ihr drei betet, während ich mich umsehe.»

«Christian, ich gehe mit», bestimmte ich. «Du musst mich mitnehmen.»

«Nein, ich bestehe darauf, dass du hierbleibst. Warum sollten zwei von uns erwischt werden?»

«Aber sie wissen, dass du ein Sträfling bist», bettelte ich. «Alle jungen Männer sind Soldaten oder Gefangene.»

«Ich riskiere es.»

«Warte wenigstens, bis es dunkel ist, Christian.»

Ohne Antwort verliess Christian das Haus. Auf dem Weg zur Türe knöpfte er sich die Jacke zu. Hilde, Hella und ich gingen nervös hin und her und beteten immer wieder, Gott möge Christian beschützen.

«Wenn jemand es schafft, dann Christian», sagte seine Schwester Hilde stolz. «Er wird wissen, was tun.»

Hella nickte zustimmend und ich kam mir plötzlich wie eine dumme Gans vor. Ich spähte aus dem Fenster. Christian war nirgends zu sehen. Ich kannte nicht einmal seinen Schlachtplan – ob er bei einem Bauern um Essen betteln wollte oder einen der wenigen Kaufleute am Ort überreden wollte, uns etwas zu geben.

Fast eine halbe Stunde voll gespannter Erregung verging. Das Wasser rann uns im Munde zusammen, als wir versuchten, uns die herrlichen Sachen vorzustellen, die er uns bringen würde. Wir nippten an unseren Schalen Tee und horchten, ob sich Schritte dem Haus näherten.

Schliesslich hörten wir schwere Schritte vor dem Haus. Ich rannte zum Fenster, aber bevor ich bei der Türe war, öffnete sie sich. Christian und Herr Anders standen auf der Schwelle! Herr Anders hielt Christians Arm umklammert und starrte Hilde, Hella und mich böse an.

«Sagt Herrn Anders, wie bestürzt wir waren, als wir gestern von den andern getrennt wurden!» stiess Christian hervor.

Ich fragte mich, ob mein Gesicht so viel Angst verriet, wie das von Hilde und Hella.

«Ja, Herr Anders», fing ich an. «Sind wir froh, Sie zu sehen.» «Deshalb haben wir Christian hinausgeschickt, um Sie zu suchen», fiel Hilde ein. «Die Gefangenen warten alle im Norden der Stadt auf euch», zischte Herr Anders uns an. «Holt eure Jacken und beeilt euch! Und Dittman, ich warne dich. Du weisst, ich habe dich nie gemocht. Ich werde dich im Auge behalten. Ich brauche keinen besonderen Grund um dich zu töten, hörst du! Versuch nie wieder so etwas Komisches, verstanden?!»

Was war geschehen? Warum hatte Gott unsere Flucht nicht gelingen lassen? Wir hatten so lange die Freiheit geschmeckt, dass es uns nun schien, als ob Gott Seine Meinung geändert hätte! Schmerzerfüllt und gedankenverloren gingen wir zu der Gruppe zurück. Es war ein schrecklicher Fehler von Christian gewesen, die Sicherheit des Hauses zu verlassen.

Wieder marschierten wir los. Es war ein letzter Versuch, den nahenden Russen zu entkommen. Wenigstens waren wir von der vergangenen Nacht erfrischt. Die anderen Sträflinge sahen aus, als ob sie vor Kälte, Erschöpfung und Hunger jeden Augenblick zusammenbrechen würden. Als wir aus dem Dorf marschierten, sah ich einen Kinderwagen auf dem Hof eines verlassenem Gehöftes stehen. Ich dachte, dass ein paar von uns ihre Tasche darin ziehen könnten, und trat dummerweise kurz aus der Reihe, um ihn zu holen. Unglücklicherweise drehte sich Herr Anders gerade in dem Moment um und sah mich aus dem Marschtritt fallen. Ich hatte einen schrecklichen Fehler gemacht.

Herr Anders kam wütend auf mich zu: «Was glaubst du, wo du hingehst, du kleiner Fratz? Ich habe dir gesagt: Keine komischen Sachen mehr!» Er presste seinen Revolver in meine Rippen.

«Herr Anders, es tut mir leid. Aber einige von uns sind so müde vom Marschieren, dass ich dachte, wir könnten unsere Taschen und Rucksäcke in dem Wagen ziehen.»

«Blödsinn!» Damit zerrte er mich einige Meter hinter sich her, bis wir die marschierenden Häftlinge einholten. Sie hatten nicht angehalten. Nach dieser Begebenheit liess Herr Anders mich nicht mehr aus den Augen.

Spät in der Nacht kamen wir in unserem neuen Lager an. Es lag nahe bei der verlassenen Stadt Grünberg. Die Frauen wurden in einen eiskalten Ziegelbau gepfercht. Die Männer fanden in einer nahen Landschule Unterkunft. Wir fielen alle erschöpft nieder und schliefen schnell auf den Strohmattressen ein, die auf dem bitterkalten Boden lagen. Alle waren zu müde, um zu reden und Vermutungen anzustellen.

Am folgenden Morgen wurden wir um 5 Uhr geweckt und zum Appell in die Mitte des neuen Lagers beordert. Von dort ging es kilometerweit über schneebedeckte Strassen. Endlich kamen wir zu dem Platz, wo wir Dreck, Abfall und Ziegel von einem Haufen zum anderen bringen mussten. Schwerebewaffnete Wachen standen bei uns und sahen zu, wie wir uns mit hektischer Geschwindigkeit bewegten. Die schwere, monotone Arbeit war zermürend und völlig sinnlos. Man wollte uns nur zehn Stunden täglich beschäftigen und uns das Leben so unerträglich wie möglich machen. Aus unerfindlichen Gründen liessen sie uns lieber sinnlose Arbeit tun, als uns alle zu erschiessen und in einem riesigen Massengrab verschwinden zu lassen. Weil wir den Blutdurst und die Ausrottungsmentalität unserer Bewacher kannten, freute uns jeder neue Tag, den wir erlebten. Besonders weil wir wussten, dass unsere minimalen Rationen der kämpfenden Truppe an der Front fehlten. Steffi näherte sich mir von hinten, als wir eines Nachmittags von der Arbeit heimgingen. In ihrer Stimme schwang eine verhaltene Erregung, die ich nicht verstand.

«Anita», flüsterte sie und versuchte ihre aufgeregte Stimme zu dämpfen. «Nimm dieses Stück Papier. Darauf wirst du eine Adresse finden. Sollte ich plötzlich verschwinden, dann gib sie meiner Mutter, wenn du nach Theresienstadt kommst. Es ist die Adresse von ein paar Verwandten in Bayern. Sag Mutter, sie könne mich dort nach dem Krieg finden.»

«Steffi, wovon redest du? Warum willst du verschwinden? Wohin gehst du?»

«Kann ich dir nicht sagen. Versprich mir nur, die Adressen meiner Mutter zu geben!»

«Ich werde daran denken. Aber bitte sage mir doch, was du vorhast.»

«Ich kann nur sagen, dass ich vielleicht versuche, zu fliehen. Aber ich weiss noch nicht wann und wie.»

«Steffi, sei vorsichtig! Was du auch tust, sei vorsichtig! Ich werde dich so vermissen, wenn du gehst.»

Zwei Tage später war Steffi auf mysteriöse Weise verschwunden. Keiner hatte die geringste Ahnung, wie sie entflohen war oder ob sie es geschafft hatte.

Auf meiner rechten Ferse bildete sich eine schmerzhaft Blase. Das endlose Marschieren und Gehen in den Holzschuhen rieb mir die Haut auf. Weil wir seit Wochen nicht gebadet und unsere Kleider nicht gewaschen hatten, fürchtete ich, die Blase könnte sich entzünden und zu einem wirklichen Problem werden.

Zur gleichen Zeit bemerkte ich eine ungewöhnliche Veränderung bei Christian. Ohne Erklärung fing er an, mich kühl zu behandeln. Zuerst merkte ich es kaum, aber bald lag es auf der Hand, dass etwas nicht in Ordnung war. Ich zermartete mir das Gehirn um herauszufinden, was ich getan hatte. Schliesslich stellte ich ihn eines Abends zur Rede, als wir auf dem Weg zurück ins Lager waren.

Er sprach kaum an diesem Abend. Egal wovon ich anfang, er liess jedes Thema fallen und wurde seltsam still. Er vergrub seine Hände in den Taschen, so dass ich ihn nicht an der Hand nehmen konnte. Sonst waren wir immer Hand in Hand von der Arbeit zurückgegangen. Mein Herz tat mir mehr weh, als die schmerzhaft Blase.

«Was habe ich getan, Christian?» fragte ich traurig. Christian suchte nach den richtigen Worten in dieser quälenden Situation: «Es tut mir leid. Eines Tages werde ich es dir erklären. Frag' mich jetzt nicht.»

Nach dieser mageren Erklärung marschierte er still neben mir ins Lager, ohne mich auch nur noch einmal anzuschauen. Mein Herz war gebrochen.

Es schmerzte mich, dass unsere wunderbare Beziehung zu Ende sein sollte. Es war zehnmal schlimmer, weil ich den Grund nicht kannte. Hatte Christian sich in eine andere verliebt? Wollte Gott mir auch Christian nehmen, um meinen Glauben zu prüfen? Ich hatte schon so viel verloren. Nun verliess mich auch Christian! Ich zog mich zurück. Mit niemandem konnte ich darüber sprechen. Zwei Tage nach meinem Gespräch mit Christian erhielt ich endlich eine Erklärung.

«Christians Schwester Hilde schlief jetzt neben mir. Nachdem das Licht gelöscht worden war, packte Hilde im Dunkeln leise ihren Rucksack.

«Was machst du?» fragte ich neugierig. «Kannst du nicht bis zum Morgen warten?»

Hilde verhielt sich aussergewöhnlich reserviert und packte weiter.

Es war seltsam, weil Hilde und ich uns seit dem Zwischenfall mit Herrn Anders nähergekommen waren. Es schien, als wolle sie mir um meinetwillen etwas verheimlichen.

Am nächsten Tag vermisste man Hilde Risel nach der Arbeit. Plötzlich leuchtete mir alles ein. Christian wollte mich nicht in den Fluchtplan seiner Schwester verwickeln. Er hatte bei ihrer Flucht geholfen, aber selbst nicht wegzulaufen versucht.

Herr Anders brachte Christian sofort mit Hildes Flucht in Verbindung. Als ich Christian das nächste Mal sah, war sein Gesicht blau-schwarz und von Schlägen gezeichnet. Herr Anders hatte ihn offensichtlich schwer misshandelt. Doch mich liess er in Ruhe. Er dachte wahrscheinlich, dass unsere Romanze beendet war.

Eine Woche später erwachten wir von schwerem Kanonendonner russischer Artillerie in der Ferne. Die russische Invasion stand schon fast vor unserer Haustür! Unsere Nerven waren an diesem Tag bis zum Zerreißen gespannt. Besonders die Wachtposten warteten ungeduldig auf den Befehl, sich in Sicherheit zu bringen. Die sibirischen Lager hatten den Ruf, deutsche Soldaten schwer leiden zu lassen. Wenige Gefangene kamen je wieder von dort nach Hause zurück. Den ganzen Tag über rauchten unsere Bewacher und gingen unruhig umher. Wir arbeiteten und hörten auch die Kanonen unserer Befreier. Der Boden bebte, als die Granaten in der Ferne einschlugen. Wir arbeiteten an jenem Tag schweigsam. Einige waren in ihre Gedanken versunken und andere beteten. Ich vermisste Steffis Freundschaft und Christians Kraft. Die Wolf-Brüder waren nicht mehr da und sogar Hilde fehlte mir sehr. Aber ich war noch immer umgeben von einer Schar Christen. Und jeden Tag durfte ich den Frieden und die Kraft erfahren, die nur Jesus schenken konnte.

Wir hatten schon lange keine sicheren Berichte über den Krieg mehr bekommen. Man konnte das wechselnde Kriegsglück jedoch leicht an der Laune der Wachen erkennen, doch wir sehnten uns nach genauen Informationen. Wir mussten einfach wissen, wie die russischen Soldaten sich verhielten, wenn sie eine Stadt erobert hatten. Wenn die Russen wirklich die Schufte waren, als die man sie bezeichnete, dann war der entfernte Kanonendonner vielleicht doch nicht das ersehnte Zeichen unserer Befreiung.

Der schreckliche Schmerz, der von der Blase herrührte, hatte nun mein ganzes Bein erfasst. Die Wunde hatte sich entzündet. Das Bein verfärbte sich. Ein klopfender Schmerz liess mich abends nach der Arbeit kaum

ins Lager zurückgehen. Ich humpelte auf Hella gestützt ins Lager. Immer noch hörten wir Kanonendonner in der Ferne.

«Ich glaube jetzt ist es bald so weit!» sagte Hella voller Hoffnung, als ich mich beim Essenfassen auf sie stützte.

«Wie nahe kommen die noch?»

«Am Morgen sind sie hier.»

Wir assen unsere Wassersuppe und hörten auf den Kriegslärm in der Ferne. Meine Gedanken wanderten zurück zu der Zeit, da ich in Berlin lebte. Wenn man einen Luftangriff überlebt hatte, schien alles andere fast bedeutungslos. Dennoch sind der Geruch und der Lärm des Krieges schrecklich. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Nur weil keine russischen Mörser uns bestrichen, hiess das nicht, dass anderswo keine Menschenleben ausgelöscht wurden. Welches Recht hatte ich, glücklich in meiner Baracke zu sitzen, während andere starben?

Plötzlich trieben uns die Wachen in unsere Unterkünfte und versperrten die Türen. Wir sassen in den Baracken fest. Es gab keinen Fluchtweg, wenn wir direkt unter Beschuss genommen werden sollten. Die Frauen, die bis zum Äussersten belastet waren, gerieten in Panik, als die Wachen im Lager umhermarschierten.

«Alle haben ihre Bajonette aufgepflanzt!» berichtete ich Hella, als ich zum Fenster hinausblickte.

«Glaubst du, dass das uns gilt?» fragte sie nervös.

«Ich weiss nicht. Die Wachen scheinen unsere Blocks zu umstellen. Ich bin nicht sicher, ob sie uns zurückhalten oder die Russen bekämpfen wollen.»

Wir waren wirklich wie Tiere in ihren Käfigen auf die Gnade der Wärter oder der Befreier angewiesen. Schrecken stand allen Frauen im Gesicht geschrieben. Einige sassen bewegungslos auf ihren Strohmattatzen. Die Spannung war fast unerträglich. Die meisten von uns hatten Monate quälender Arbeit und Entbehrung hinter sich. Die Unruhe hielt die ganze Nacht durch an. Man hörte weiter den Kanonendonner und die unruhigen Schritte unserer Bewacher vor Tür und Fenstern. Ihre polierten Bajonette glänzten im Mondlicht wenn sie auf dem Areal herumstolzerten und auf Befehle warteten. Hella Frommelt und Uschi Müller sassen neben mir auf unserer Strohmattatze. Uschi war eine der verheirateten Frauen des Lagers. Ihr Mann, Helmut, war in der Männerbaracke untergebracht.

Niemand schlief in dieser Nacht. Drinnen und draussen herrschte Unruhe. Es war für uns alle die längste Nacht unseres Lebens. Bestimmt kamen wir am nächsten Morgen unter Beschuss. Bei mir kam noch mein geschwollenes Bein dazu. Mein ganzer Körper spürte den klopfenden Schmerz. Ich fragte mich, ob ich vor den Russen würde fliegen können. Ich musste mein Leben und das meiner Freunde blind in Jesu Hände legen und ihm in allem vertrauen.

«Wir sollten unsre Flucht planen», meinte Hella, als wir auf die Dunkelheit warteten. «Die Wachen sind so verängstigt, dass es ihnen wahrscheinlich völlig egal ist, ob wir da sind oder nicht.» «Hella hat recht», fuhr Uschi fort. Unsere Reihen hatten sich in den vergangenen Wochen wirklich gelichtet. Anders und seine Leute hatten wenig Zeit, sich um ein paar flüchtende Häftlinge zu kümmern. Wäre Christian nicht direkt in Anders' Arme gelaufen, dann wären wir vermutlich immer noch frei. «Beten wir um die richtige Gelegenheit. Gott wird uns zeigen, wenn es so weit ist.»

Die Nacht verging langsam. Alle lagen auf ihren Matratzen. Einige Frauen, die die Spannung nicht mehr ertragen, drehten durch.

Gegen Morgen platzten die Wachen in unsere Quartiere und liessen uns drei Minuten Zeit um unsere Habseligkeiten zu packen und zum Appell anzutreten. Jetzt herrschte wirklich ein Tumult. Die Wachtposten schrien ungeduldig ihre Befehle. Die Frauen mussten sich in einer Ecke des Lagers aufstellen. Ab und zu konnten wir in der Morgendämmerung russisches Geschützfeuer sehen. Der Horizont schimmerte rot. Je nach der Interpretation der Propaganda war entweder der Feind oder die Alliierten hinter der nahen Hügelkette.

Wir standen zitternd im kalten Morgen. Plötzlich tauchten aus dem Nichts drei grosse Pferdefuhrwerke auf. Alle Frauen mussten aufsteigen. Für mich war es ein Geschenk Gottes. Ich hätte mit meinem Bein nie weitermarschieren können. Aber als wir Frauen aufstiegen, bemerkten wir, dass die Männer im Lager zurückblieben. Uschi, die neben mir stand, geriet ausser sich, als sie sah, dass Helmut und sie getrennt werden sollten.

«Helmut wird umgebracht», schrie sie, während Hella und ich sie zu trösten versuchten. Sie versuchte, Helmut im Dunkel zu sehen. Weitere 25 Frauen drängten sich in unseren Wagen. Unsere Freundinnen Trautel Lindenberg und Ursel Engel kletterten zu uns herein.

«Vertrau ihn Gott an, Uschi», bat ich sie, während die Posten uns antrieben. «Er ist unsere einzige Hoffnung. Helmut wird nichts passieren.»

«Du hast leicht reden, Anita.»

«Uschi, ich muss Mutter und Christian jeden Tag in Jesu Hände legen!» Polnische Kriegsgefangene lenkten unsere Fuhrwerke. Sie hatten wie Sklaven auf den nahen Bauernhöfen gearbeitet. Unser Lenker war ein junger Pole mit Haaren so schwarz wie die Nacht. Auf den Befehl der Wachen trieb er das Pferd an, und wir fuhren schnell aus dem Lager zur Strasse. Ich hörte die jämmerlichen Schreie der Frauen, die ihre Männer zurücklassen mussten. Die Männer verschwanden in der Ferne. Der Wagen hüpfte über die tiefen Rinnen in der Strasse. Ich versuchte noch einen letzten Blick von Gunther oder Christian zu erhaschen, aber alles war zu einem unklaren Bild verwischt.

Hinter unseren drei Pferdefuhrwerken, auf denen Dutzende verschreckter Frauen sassen, fuhren zwei Wachtposten auf Fahrrädern. Sie boten ein seltsames Bild, als sie im Schnee hinter den Fuhrwerken her strampelten. Sie fielen öfters in den Schnee, ehe sie den Trick heraushatten, das Fahrrad recht durch den Schnee zu steuern.

«Das schreit geradezu nach einer Flucht», flüsterte ich Uschi und den anderen zu. «Diese zwei Posten können unmöglich uns alle verfolgen.»

«Und Anders ist nicht da», rief Hella. «Er ist bei den Männern geblieben.»

«Wann geht's los?» fragte Uschi mit tränennassem Gesicht.

«Noch nicht», gab ich den anderen zur Antwort. «Gott muss uns die beste Zeit zeigen. Wir können keine Minute eher gehen.» «Aber wie können wir wissen, wann es soweit ist?» fragte Hella. «Es wird schon klar werden, Hella.»

Die meisten Frauen auf den Fuhrwerken starteten ins Leere. Sie waren durchgefroren und verängstigt. Die meisten hatten keine Hoffnung mehr. Andere litten immer noch unter dem Trennungsschmerz.

«Uschi, hast du Zigaretten?» Ich hatte schon einen bestimmten Plan.

Uschi nickte.

«Ich möchte unseren Fahrer irgendwie bestechen», sagte ich leise.

«Habt ihr Geld? Ich habe nur wenig.»

Hella zog eine Geldnote heraus und zeigte sie mir.

«Gut. Wenn die Zeit da ist, dann lasst mich nur reden.»

«Anita, das wird nie klappen!» beharrte Hella. «Zigaretten und Geld sind nicht genug. Er wird erschossen, wenn man ihn erwischt.»

Nach einigen Stunden war der Geschützdonner nur noch schwach zu hören. Während der Fahrt kamen wir an einem kleinen Bahnhof vorbei. Einige Kilometer später erreichten wir unsere neue Unterkunft. Das Lager war von verdächtig aussehendem Stacheldrahtzaun umgeben. Grosse, hässliche Baracken standen in der Mitte. Es erinnerte an ein verlassenes Vernichtungslager. Wir alle waren über die grosse Zahl dieser Lager, die überall in Deutschland zu finden waren, erstaunt. Kaum jemand in Deutschland kannte das volle Ausmass des ausgeklügelten Vernichtungssystems.

Das riesige Tor schwang auf und zwei der Fuhrwerke fuhren ins Lager. Unser Wagen blieb einen Augenblick draussen, als die zwei Posten sich miteinander unterhielten.

«Dein Plan ist verrückt», bemerkte Ursel. «Trautel, Uschi und ich versuchen in den Wald zu entkommen. Kommt doch mit, Hella und Anita.»
«Ich kann nicht. Mein Bein trägt mich nicht so weit.»

«Ich bleibe bei Anita», meinte Hella.

Als die zwei Posten ihr Gespräch innerhalb des Lagers fortführten, sprangen Trautel, Uschi und Ursel vom Wagen und rannten in den nahen Wald. Die anderen Frauen schauten teilnahmslos zu. Sie reagierten kaum noch. Ihnen fehlte die Abenteuerlust für ein solches Unternehmen. Wir sahen die drei durch die Schneewehen hüpfen. Wir hielten den Atem an und hofften, dass die Wachen sie nicht bemerkten. In weniger als einer Minute waren sie im dichten Wald verschwunden. Hella und ich blickten uns an und seufzten vor Erleichterung, als sie aus unserem Blickfeld verschwanden. Schliesslich trennten die Posten sich und einer kam auf uns zu. «Was sollen wir jetzt tun?» flüsterte Hella verzweifelt.
«Jetzt oder nie.»

«Zwei von euch müssen ein paar Sachen fürs Lager holen», befahl der Wachposten.

Ich meldete mich sofort: «Hella und ich werden gehen.» «Ihr übrigen steigt ab. Sofort ins Lager! Kutscher, fahr die zwei zur Fabrik unten an der Strasse! Schau zu, dass sie diese Vorräte bekommen!» Er gab dem Polen eine Liste. «Ich komme euch gleich nach.»

Unsere Herzen schlugen vor Aufregung wie wild. Wir sahen, wie Gott uns den perfekten Fluchtbian bot. Wenn wir jetzt nur noch unseren polnischen Fahrer bestechen könnten!

«Beeilt euch!» befahl der Posten noch einmal.

Als die letzte Frau abgestiegen war, fuhren wir die Landstrasse zu einer kleinen Fabrik hinunter. Hella und ich kletterten neben den Fahrer.

«Zum Bahnhof», bettelte ich und zeigte ihm die Zigaretten und das Geld.

«Bitte, bringen Sie uns sofort zum Bahnhof.»

Nur Gott konnte diesen unmöglichen Fluchtplan gelingen lassen. Was waren schon ein bisschen Geld und die Zigaretten für den Fahrer, wenn er dafür schwer bestraft werden konnte?

Aber er lächelte belustigt und trieb das Pferd mit einer selbstgebastelten Peitsche an. Hella und ich fielen fast vom Karren, als das Pferd vorwärtspreschte. Der Kutscher steckte wortlos das Geld und die Zigaretten in seine Tasche. Sein Gesicht strahlte vor Entzücken. Vielleicht begriff er nicht, was er tat. Aber auf jeden Fall war Gottes Handeln sichtbar.

«Wissen Sie, wo der Bahnhof ist?» fragte ich ihn. Er nickte bejahend. Hella und ich klammerten uns in dem wild schüttelnden Fuhrwerk fest. In der Ferne schrumpfte das Lager zusammen und verschwand.

«Diesmal schaffen wir es Hella!» meinte ich zuversichtlich. «Gott würde uns keine perfekte Fluchtmöglichkeit schenken, nur um uns wieder einfangen zu lassen.»

Die Wärme der Vormittagssonne kam kaum gegen die Kälte und den Wind in meinem Gesicht an. Aber es störte uns nicht, weil uns die Aussicht auf Freiheit von innen wärmte.

Der Bahnhof war nur fünf Minuten vom Lager entfernt. Bald konnten wir ihn sehen. Von unserem Fuhrwerk aus erblickten wir etwa 12 Dorfbewohner vor dem Bahnhof.

Vor der Station stand ein langer Zug mit flachen, offenen Güterwagen. Auf jedem befand sich ein Panzer. Mehrere deutsche Soldaten schienen den Zug zu inspizieren. Mit ihren riesigen Gewehren gingen sie die Wagen ab.

«Halten Sie hier», bat ich den Kutscher ein paar hundert Meter vor dem Bahnhof. Hella und ich kletterten vom Wagen. Als ich aus Versehen auf meinem kranken Fuss landete, brannte er wie Feuer. Der Kutscher wendete das Fuhrwerk und fuhr weiter. Es war unfassbar. Gott hatte uns diesen Mann geschickt, der uns der Freiheit einen Schritt näherbrachte.

Er hatte so wenig dafür verlangt und dabei doch sicherlich sein Leben riskiert. Seine Augen hatten gefunktelt, als er die Aufregung auf unseren Gesichtern sah. Auf der Strasse vor dem Bahnhof sah er sich um und winkte. Hella und ich fragten uns, welches Schicksal diesen Engel erwartete. Während wir noch aus einiger Entfernung das Geschehen auf dem Bahnhof beobachteten, hörten wir hinter uns Schritte. Wir sahen uns um und erblickten Uschi, Ursel und Trautel die vom Wald her auf uns zukamen. Gott hatte sie genau zur rechten Zeit am Bahnhof ankommen lassen. Er stand ohne Zweifel hinter diesem Fluchtplan. Uschi, Ursel und Trautel konnten ihren Ohren kaum trauen, als wir ihnen von unsrem Kutscher erzählten.

«Wir müssen uns jetzt wie fliehende Dorfbewohner benehmen. Ich werde einen der Soldaten fragen, ob wir mit ihnen auf dem Güterzug fahren können. Es ist zu gefährlich auf einen anderen Zug zu warten. Lasst mich reden.»

«Anita, sie werden uns nie mitfahren lassen», meinte Hella. «Ein Versuch lohnt sich. Habt Vertrauen.»

Als wir gleichmütig auf den Bahnhof zingingen, versuchten wir, jede auffällige Angst in unseren Gesichtern zu unterdrücken. Natürlich durften wir beunruhigt aussehen. Schliesslich konnte man die russischen Kanonen in der Ferne hören. Aber übertriebene Panik konnte uns verraten. Ich ging direkt auf einen gutaussehenden Soldaten zu, der vor einem Plattformwagen mit einem zerstörten russischen Panzer stand. Er lächelte mich strahlend an, als ich auf ihn zukam.

«Meine Freundinnen und ich haben schreckliche Angst vor den Russen. Dürften wir auf eurem Zug mitfahren?»

«Ihr wollt in einem kaputten russischen Panzer fahren, Kleine? Es wird eine lange und kalte Fahrt bis zu unserem nächsten Halt.» «Das ist uns egal. Lieber das, als von den Roten erwischt zu werden.»

Der Soldat schien der Gedanke erfreulich, mit fünf Mädchen im Panzer zu fahren.

«Ich muss zuerst den diensthabenden Offizier fragen.» Mit diesen Worten schritt er auf das Bahnhofsgebäude zu. «Wenn er es erlaubt, könnt ihr mit.» Er hatte meine Geschichte geschluckt. Der Soldat betrat das Gebäude. Die Mädchen standen in der Nähe und beobachteten die Situation nervös. Kurz darauf kam er zurück und grinste breit.

«Ihr dürft mit mir fahren. Ich bin Waldemar Stricker. Wie heisst ihr?»
«Ich heisse Anita, und das sind meine Freundinnen.» Ich winkte den Mädchen zu kommen. «Das sind Uschi, Hella, Ursel und Trautel. Unsere Familien sind vor einer Woche von hier geflohen. Wir hoffen, sie in Sorau wiederzusehen.»

«Gut, dann klettert in den Panzer. Ich helfe euch. Wir fahren durch Sorau durch.»

Ich vergass fast den ständigen Schmerz in meinem Bein, als wir der Freiheit immer näher kamen. Waldemar hob uns auf den Panzer und liess uns dann nacheinander in den engen Raum hinunter. Wir sassen eng beieinander, damit alle in dem Panzer Platz hatten, der eigentlich für drei Leute geplant war. Schlussendlich quetschte sich Waldemar zwischen uns. Wir alle platzten fast vor Lachen über die absurde Situation. Die Spannung trug das ihre dazu bei. Kurz darauf ertönte der Pfiff und der Zug rollte an. Wir fünf Mädchen kämpftegegen unsere Tränen, die uns verraten könnten.

«Möchtet ihr ein paar Brote?» fragte Waldemar. Unsere Augen leuchteten auf.

«Oh Waldemar, der Herr segne dich!» rief ich.

«Bist du gläubig?» fragte er, als er in der Tasche nach den Broten wühlte.

«Ja!»

«Ich auch.»

Wie gut doch Gott ist! Hatte er uns noch einen Seiner Engel geschickt? Ich hätte Waldemar am liebsten mit Fragen bombardiert. Wie konnte er eine Sache unterstützen, die sich dem Antisemitismus verschrieben hatte? Wie konnte er dem Teufel Hitler dienen? Wie konnte er Unschuldige töten, indem er an diesem schrecklichen Krieg teilnahm? Wir rollten langsam durch die Landschaft. Ein anderer Soldat öffnete die Panzerluke und liess sich herunter. «Ich habe heissen Tee gebracht», verkündete Klaus mit einem Lächeln. Ihm schien es offensichtlich Spass zu machen, mit fünf Mädchen im Panzer zu sitzen.

Klaus schaffte es, genug Platz zu finden, sodass wir alle gemütlich sassen. Kein Verdacht stand in den Augen der Soldaten, als wir über unsere unangenehme Lage lachten. Sie waren freundlich und nett und schienen sich über unsere Gesellschaft auf der langen Fahrt nach Sorau zu freuen. «Hör mal, Kleines», sagte Waldemar zu mir. «Du zitterst ja. Kömm, lass mich dich warmhalten.» Waldemar zog seine Uniformjacke aus und hüllte mich in sie ein. Dann legte er seinen Arm um mich, um mich zu

wärmen. Klaus nahm sich an Waldemar ein Beispiel und machte bei Hella dasselbe.

Ich hätte so gern etwas über den Krieg gehört, aber es war zu riskant. Waldemar und Klaus würden alles aus erster Hand wissen, das war mir klar. Klaus war nicht gläubig und schien nervös zu werden, wenn ich erzählte, wie Gott mich beschützt hatte. Stattdessen fragten wir die zwei Soldaten über sich selbst aus. Sie waren einige der wenigen Glücklichen, die von der russischen Front zurückgekehrt waren. Sie berichteten von dem tragischen Kriegsverlauf dort, erzählten, wie Tausende von deutschen Soldaten auf dem Weg nach Moskau erfroren waren. Die deutschen Strategen hatten mit einem schnellen Sieg gerechnet. Stattdessen rannten sie kopfüber in die Rote Armee, die sie bis in den Winter in Schlachten verwickelte. Die deutschen Soldaten mit ihrer leichten Ausrüstung erfroren in diesem Winter, während die russische Armee für den Winter vorbereitet war. Es war eine drastische und fatale Fehlkalkulation der Deutschen.

Unser Panzer hatte Dutzende von Granatlöchern im Dach. Es begann zu schneien. Dicke Flocken fielen auf uns nieder. Erschöpft lehnten wir uns an die Schultern der Soldaten und schliefen schliesslich ein. Wir hatten sie vorher noch gebeten, uns in Sorau zu wecken.

Einige Zeit später erwachte ich durch einen Ruck des Zuges. Durch die Öffnung im Dach sah ich in die pechschwarze Nacht. «Wo sind wir?» fragte ich schläfrig.

«Etwa 60 km von Berlin», antwortete Waldemar. Wir hatten Sorau schon passiert; wir hatten nicht angehalten.

«Warum habt ihr uns nicht in Sorau geweckt?» Meine Stimme klang gereizt.

«Kleine Freundin», Waldemar legte seinen Arm noch fester um mich.

«Ich wollte euch nur beschützen. Mein kleiner Sender hier informierte uns, dass die Russen einen Grossangriff auf Sorau vorbereiten. Wir sind schnell durch die Stadt gefahren und hatten keine Zeit für einen Halt. Ihr konntet schliesslich nicht vom fahrenden Zug springen. Ausserdem hätte ich euch sowieso nicht aussteigen lassen. Die Russen werden die Stadt vermutlich in Trümmer schiessen, ehe sie sie besetzen.»

Tränen schossen mir in die Augen, als ich an Vater dachte. Wie gern hatte er mich an das friedliche Sorau erinnert. – So weit entfernt vom Kriegslärm war diese Stadt, dass er Gott nicht brauchte. Ich fragte mich, ob die Umstände ihn jetzt zu Gott um Gnade flehen liessen.

«Wir steigen hier kurz aus», verkündete Waldemar. «Wir halten an einer kleinen Station, wo wir uns waschen und Essen fassen können.»

Der Schmerz in meinem Bein hatte zugenommen und ich wusste nicht, wie ich aus dem klobigen russischen Panzer klettern könnte. Doch Waldemar und Klaus hoben uns vorsichtig aus der Luke. «Ich glaube nicht, dass ich auf meinem Bein gehen kann», sagte ich zu den zwei Soldaten, als ich das Hosenbein hochrollte. Mein Fuss war auf den doppelten Umfang angeschwollen.

«Was ist damit passiert?» fragte Waldemar.

«Es begann als Blase und hat sich durch Schmutz entzündet. Es wird immer schlimmer.»

«Du brauchst Hilfe.» Waldemar lehnte sich über mein hässliches blaues Bein. «Du verlierst das Bein, wenn du nicht zu einem Arzt kommst.»

Waldemar hob mich hoch und trug mich zu dem Waschraum der Frauen. Dann gab er mir eine saubere Zahnbürste, Zahnpasta, Seife und ein reines Handtuch. Welcher Luxus! Klaus gab Hella ähnliche Utensilien. Im Waschraum kicherten wir über die unglaubliche Situation.

«Ich glaube, es sind Schutzengel. Gott hat sie uns geschickt, damit sie uns in die Freiheit bringen.»

«Anita, was sollen wir tun?» fragte Hella. «Wir können nicht nach Berlin. Die Stadt ist nur noch ein Schutthaufen und ausserdem ist es zu gefährlich. Wir wollen in keine Stadt, die aus der Luft angegriffen wird.»

«Ich weiss.»

«Wir können versuchen, meine Verwandten in Bautzen zu finden», schlug Uschi vor.

«Glaubst du, es ist sicher dort?» fragte ich.

«Bautzen ist eine kleine Stadt. Die Alliierten werden sicher nicht versuchen, sie zu erobern oder zu bombardieren.»

«Vielleicht können wir den Rest des Krieges bei meinen Verwandten verbringen.»

«Sind sie Juden?» fragte Hella.

«Nein.»

«Gut! Dann leben sie vielleicht noch», sagte ich. «Ich bin für Bautzen.»

«Ich glaube Ursel und ich versuchen es mit Rostock», meinte Trautel.

«Ich habe dort Freunde, die uns verstecken werden.»

«Als grössere Gruppe sind wir sicherer,» warf Hella ein. «Ihr solltet bei uns bleiben.»

«Nein. Ich habe mich entschlossen. Ich muss nach Rostock.»

Als wir aus dem Waschraum kamen, warteten Klaus und Waldemar mit einigen Lebensmitteln auf uns. Sie hatten nur etwas heissen Tee, Buttersemmeln und zwei Eier bekommen. Grosszügig teilten sie jedoch alles mit uns. Waldemar bestand darauf, dass ich eines der Eier ass, um kräftiger zu werden. Während wir assen, legte er wieder beschützend den Arm um mich.

«Waldemar.» Ich war traurig. «Weil wir nicht in Sorau aussteigen und unsere Familien finden konnten, wollen wir nach Bautzen und Rostock. Kannst du uns helfen, dorthin zu kommen?» Ein nachdenklicher Ausdruck trat ins Gesicht der Soldaten. Das kurze Zwischenspiel mit uns war offensichtlich ein Höhepunkt in ihrer Armeelaufbahn gewesen.

«Es tut mir leid, dass ihr geht, Kleines», gab Waldemar zurück. «Ich hatte gehofft, dass wir lange Freunde blieben.»

«Aber wir müssen unsere Familien finden, Waldemar. Du verstehst das doch? In Berlin haben wir niemanden. Trautel hat Freunde in Rostock und Uschi Verwandte in Bautzen.»

«Rostock ist, fürchte ich, völlig ausgebombt. Die Alliierten haben es aus der Luft angegriffen.»

«Wir gehen trotzdem dorthin», antwortete Trautel.

«Also gut», stimmte Waldemar zu. «Der nächste Halt ist Fürstenwalde, ein Vorort von Berlin. Ihr zwei könnt dort einen Zug direkt nach Rostock nehmen. Anita, du und die anderen müsst von Fürstenwalde bis nach Dresden fahren und dann nach Bautzen. Macht euch auf lange Aufenthalte an jeder Station gefasst. Die Züge verkehren nicht mehr pünktlich. Die Alliierten haben viele Geleise zerstört. Kommt jetzt. Wir müssen in unsere Sardinenbüchse zurück.»

Waldemar und Klaus hoben uns wieder in den Panzer. Die nächsten 30 km fuhren wir schweigend. Waldemar kritzelte eine Adresse auf einen Zettel und gab ihn mir auf dem letzten Stück unserer gemeinsamen Reise.

«Das ist meine Adresse, Anita. Du schreibst mir doch? Nur Gott weiss, wann unsere Wege sich wieder kreuzen. Ich bete, dass es bald ist.»

«Ich werde dir schreiben. Und ich werde jeden Tag für dich beten.»

Waldemar beugte sich vor und küsste mich auf die Wange.

Einige Momente später rollte der Güterzug in Fürstenwalde ein und hielt. Klaus und Waldemar hoben uns wieder heraus. Mutters Geld reichte gerade für die Karten für Uschi, Hella und mich bis Bautzen. Es blieb sogar ein Notgroschen übrig. Gott sorgte wirklich für uns!

«Sie waren wunderbar!» rief Hella aus. «Ich glaube, Anita hat recht mit ihren Engeln.»

Ursel und Trautel hatten gerade genug Geld von ihren Löhnen aus dem Lager zusammengekratzt, um die Karte nach Rostock zu kaufen. Auch das war ein Geschenk. Normalerweise fanden unsere Bewacher stets einen Grund, um unseren jämmerlichen Lohn für sich selbst zu behalten. Mutters Geld war ein Geschenk Gottes, denn Hella, Uschi und ich hatten nie etwas von unserem Lohn gesehen.

Eine Stunde später kam Ursels und Trautels Zug nach Rostock an. Wir verabschiedeten uns herzlich von ihnen. Wir anderen mussten noch fast sechs Stunden auf den Zug nach Dresden warten. Es war beinahe dunkel, als wir einstiegen. Ich lehnte mich in dem dreckigen, überfüllten Abteil zurück und genoss meine neue Freiheit.

Meine Gedanken schweiften zu meinen Lieben: Mutter, Vater, Steffi, Christian, Rudi, Gerhard, Wolfgang, Joachim, den Rosens, Anne, Gunther und zu meinen Tanten. Das Getrenntsein war etwas vom Schlimmsten im Krieg. Die Ungewissheit über das Schicksal der Familie und der Freunde erschwerten es noch. Wenn Berlin nicht nur eine ausgebrannte Ruine gewesen wäre und ich dort Verwandte gehabt hätte, hätte ich gerne Ruth Conrad und ihre Familie besucht. Während meines Aufenthaltes bei Frau Michaelis hatten sie mich so liebevoll mitgefüttert. Aber es schien richtig zu sein, nach Bautzen zu gehen. Vielleicht war es von der Zerstörung verschont geblieben. Ausserdem brauchte mein klopfendes Bein dringend ärztliche Behandlung.

Kurz nach Mitternacht kamen wir im Bahnhof von Arnsbach, einem Vorort Dresdens, an. Ich wusste nicht, ob der Zufall, das Schicksal, das Unglück oder Gottes Gnade mich am 12. Februar 1945 nach Dresden gebracht hatten. Es war die Nacht des grossen Feuersturmes auf die Stadt.

Ein Weilchen sassen wir verschlafen am Bahnhof und warteten auf unseren Anschluss nach Bautzen.

Plötzlich heulten die Luftschutzsirenen auf. Die Menschen rannten panikartig in die Keller unter dem Bahnhof. Auch Hella und Uschi liefen

hin. Mit meinem Bein würde ich die endlosen Stufen nicht schaffen. Hella und Uschi blickten mich entsetzt an, als sie merkten, dass ich zurückblieb.

«Ich schaffe es nicht», rief ich ihnen zu. «Geht ohne mich. Geht, bitte. Macht euch um mich keine Sorgen.»

Ihre Gesichter verzerrten sich vor Angst. Wir hörten die ersten Bomben durch die Luft pfeifen. Da drehten sich die beiden um und stürzten in den Luftschutzkeller.

Ich rannte auf die Strasse. Dort war es am sichersten für mich. Nur zu oft wurden Menschen lebendig unter den Trümmern der Häuser begraben. Ich sah zum Himmel auf. Dutzende von Bombern flogen über Dresden. Mir graute, als ich das pfeifende Heulen der fallenden Bomben und dann ihren Einschlag hörte. Der Boden ringsum erbehte.

«Lieber Gott, nur durch deine Bewahrung überlebe ich das.» Plötzlich schossen überall riesige Flammen auf. Dresden war in ein grelloranges Licht getaucht. Ohrenbetäubender Lärm durchschnitt die Luft, die Stadt explodierte. Ein riesiges Feuerwerk zerstörte unzählige Menschenleben. Ich erlebte Dresdens berühmten «Feuersturm» mit. Eine riesige Masse von heißen Brandgasen bewirkten zusammen mit dem Meer der Flammen eine sich rasch ausbreitende Hölle. Mond und Sterne verschwanden hinter hochaufragenden Rauchsäulen.

Aus dem Nichts strömten plötzlich Hunderte von Menschen. Viele hatten verstümmelte Körper, weinten und schrieten. Verstörte Kinder suchten verzweifelt ihre Eltern. Ich vergrub meinen Kopf in den Händen und weinte um Deutschland und seine gemarterten Bewohner. Wie konnte ich mit dieser Erinnerung weiterleben? Ich wollte alle leidenden Menschen in Dresden in meine Arme nehmen und ihnen von Jesus und der Erlösung durch seinen Kreuzestod erzählen. Für so viele war es zu spät. Aber mancher schmeckte jetzt lebend die Bitterkeit der Hölle. Ich war sicher, sie würden zuhören.

Die Bomber entfernten sich. Eine beklemmende Ruhe senkte sich über die ausgebrannte Stadt. Es war die Stille des Todes. Nur die schwachen Schreie der Verschütteten und Sterbenden durchschnitten das Schweigen. Dieser Angriff löschte mehr als 135'000 Menschenleben aus.

Der Bahnhof hatte keinen Volltreffer abbekommen. Sofort nach der Entwarnung eilten die Menschen voller Panik aus den Luftschutzkellern. Auch Hella und Uschi besahen sich die Zerstörung rundum. Sie

konnten kaum fassen, dass wir noch lebten. Sie verstanden auch nicht, dass ich auf der Strasse unverletzt blieb. Ringsum waren alle Gebäude zerstört.

«Ich habe einen grossen Gott», bekannte ich ihnen. «Er will mich aus irgendeinem Grund am Leben erhalten. Das ist die einzige Erklärung.» Noch stundenlang heulten in jener Nacht die Krankenwagen. Man versuchte den Verwundeten und Sterbenden zu helfen. Der Bahnhof verwandelte sich in ein Lazarett. Wir sahen, wie Helfer die Verwundeten hineintrugen. Hunderte von Opfern wollten von einer Handvoll Ärzten und Schwestern, die dem Feuersturm entgangen waren, versorgt werden. Nur wegen der Verderbtheit des Menschen mussten diese Bedauernswerten leiden. Jene Szenen prägten sich tief in meine Erinnerung.

Bautzen war eine saubere Kleinstadt, die keine grössere Zerstörung durch den Krieg erlitt. Uschis Verwandte verwöhnten uns, als wir sie fanden. Sie brachten mich umgehend ins städtische, von Nazis geleitete Spital. Etwas an ihnen verriet mir, dass sie ihre ruhmreichen Träume vom Dritten Reich immer noch nicht begraben wollten.

Die Oberschwester, Fräulein Grete, schnitt den Strumpf weg, der mein geschwollenes Bein umspannte. Durch die Infektion war meine Temperatur auf 40° gestiegen.

Schwester Grete sah mich argwöhnisch an, während sie an meinem Bein hantierte. Ihre scheussliche Nazi-Nadel stach mir in die Augen. Sie schien gar nicht erfreut, als ich ihr «Heil Hitler» nicht erwiderte. Dann steckte sie mich in ein Spitalhemd und begleitete mich zu einem Zimmer am Ende des Ganges. Ich kletterte zwischen die sauberen, weissen Laken. Das Fieber brannte in mir. Wirre Fieberphantasien quälten mich. Dennoch schien das Personal meinen Namen ganz unten auf der Liste zu führen. Volle drei Stunden lag ich da und wartete auf Hilfe und Behandlung. Schliesslich verlor ich jedes Zeitgefühl. Immer wieder wurde ich bewusstlos. Ständig waren Schritte im Gang zu hören, aber nie öffnete jemand meine Tür. Zwei Tage später führte der Arzt eine Notoperation durch. Er schnitt zwei Löcher in mein Bein, um den Eiter ablaufen zu lassen. Äther war kostbar. So erhielt ich nicht genug und wachte daher während der Operation auf. Trotz stechender Schmerzen hörte ich Schwester Grete sagen: «Die hat uns aber was erzählt, oder, Doktor?»

In mir nagte die Angst. Ich merkte, dass ich mich während der Operation verraten hatte. In den folgenden Tagen und Wochen bestätigten sich meine Ängste. Die Ärzte und Schwestern vernachlässigten mich. Stundenlang liess man mich unversorgt liegen. Schmerztabletten waren mir fremd. Weil ich mich beharrlich weigerte, Schwester Gretes «Heil Hitler» zu erwidern, erneuerte sie mir nicht die notwendigen Verbände. Sie verhinderte auch oft die Arztvisite bei mir. Wegen dieser mangelhaften Behandlung und meiner Allergie auf ein Medikament musste ich sechs Wochen lang im Krankenhaus bleiben. Nur die häufigen Besuche von Hella machten mir den Aufenthalt dort erträglich.

März 1945

Viermal wurde mein Bein roh und nachlässig aufgeschnitten und hastig wieder zugenäht. Sechs hässliche Narben blieben zurück. Kurz vor der letzten Operation eröffnete mir ein Arzt: «Anita, wir müssen noch einige Abflusskanülen in dein Bein einführen. Weil wir nahe an einer Arterie arbeiten, können Komplikationen auftreten, die eine Amputation erfordern.»

Wie sehr hätte ich Mutters beruhigende Worte in den Stunden vor der Operation gebraucht! Was hinderte diese Nazis daran, mein Bein zu amputieren, einfach weil sie mich nicht mochten? Ich konnte nur mit meinem himmlischen Vater darüber reden. Wieder vertraute ich mich Ihm ganz an. Seine treue Fürsorge zeigte sich schon darin, dass Schwester Grete am Tag meiner Operation frei hatte. Wenigstens konnte sie nicht im Operationssaal auf eine Amputation drängen.

Auch diesmal reichte der Äther nicht für die Narkose. Ich schlief nur leicht und hörte fast während der ganzen Operation die Stimmen der Ärzte und Schwestern. Der Schmerz war so gross, dass ich mir eine Ohnmacht wünschte. Ich biss auf die Zähne und langte unter die Decke nach meinem Bein. Dem Herrn sei Dank! Es war noch da! Sicherlich rettet Er es! Als man mich in mein winziges Zimmer zurückrollte tastete ich wieder nach meinem Bein. Tränen rannen über mein Gesicht. Gottes Gnade erhielt mich ein Stück weiter. An jenem Abend besuchte mich Hella und orientierte mich «wie üblich» über den Kriegsverlauf: «Die Alliierten haben jetzt fast jede grössere Stadt besetzt, Anita. Sie erreichen die Randbezirke Berlins. In wenigen Tagen ist der Krieg aus. Aber auch eine schlechte Nachricht fehlt nicht. Die Russen nähern sich Bautzen. Man erwartet sie jeden Tag.»

Wir hofften und beteten, dass der Krieg ohne Besetzung Bautzens endete. Immer noch hatten wir Angst vor den Russen. Wir befürchteten Misshandlungen. Wollten sie rauben, morden, vergewaltigen oder befreien und aufbauen? Wir hatten nur schreckliche Propagandaberichte über die Rote Armee gehört. Hitler verachtete sie wie die Juden. Wie sollten die Russen wissen, dass Hella, Uschi und ich Kriegsoffer wa-

ren? Diese Fragen quälten mich im ohnehin schmerzhaften Genesungsprozess. Hella berichtete auch über den Tod Präsident Roosevelts in der gleichen Woche. Ich bedauerte, dass der Mann, der eingegriffen und meine Befreiung vorangetrieben hatte, die Siegesfeiern nicht mehr erleben konnte.

Als ich die Decke zurückschlug und Hella mein hässliches Bein zeigte, seufzte sie. Ich würde mein Leben lang die Narben behalten.

«Mach dir nichts daraus, Hella.» Ich war ruhig. «Die Wunden und Narben werden meine Rettung sein. Gott hat mir in diesen Wochen ganz klar gezeigt, dass alles zum Besten derer mithilft, die an ihn glauben. Also auch diese Wunden.»

Hella kam in der folgenden Woche täglich zu mir ins Spital. Sie half mir wieder gehen lernen. Ich arbeitete verbissen, um mein Bein so zu kräftigen, dass ich die lange Reise in die Tschechoslowakei antreten konnte. Ich musste Mutter finden.

April 1945

Nach mehr als sechs Wochen kündete mir der Arzt meine Entlassung aus dem Spital an. An jenem Morgen erwachte ich mit neuem Lebensmut. Die schreckliche Prüfung war vorbei. Noch bevor ich aufstehen und mich fertig machen konnte, hörte ich Schwester Gretes aufgeregte Stimme im Gang: « Alle aufstehen, wer irgend kann!» schrie sie. «Zieht euch sofort an und eilt in den Luftschutzkeller! Die Russen sind in Bautzen. Rasch!»

Ich zog mich hastig an. Verstörtes Personal und verängstigte Patienten liefen hin und her. Ich war noch nicht bei Kräften und mein Bein war sehr geschwächt. Grosse Hektik umgab mich; trotzdem erfüllte mich der Friede Gottes. Ich griff nach dem Stock, den man mir gegeben hatte. Ich vernahm peitschende Schüsse in den Strassen. Die Kanonendonner kamen näher. Ein einziger Schuss aus einer russischen Kanone lässt ein Gebäude einstürzen. Auf meinen Stock und an die Mauer gestützt humpelte ich den Gang entlang. Als Schwester Grete mich mit dem Stock sah, riss sie ihn mir aus der Hand. Ich fiel beinahe zu Boden. «Die alte Frau hier braucht ihn!» behauptete sie. «Los, hilf ihr in den Keller.»

«Gott, gib mir doppelte Kraft», bat ich leise. Ich balancierte die alte Frau und mich über die Treppe zum Luftschutzbunker hinunter. Wieder hörte ich die jämmerlichen Schreie verzweifelter Menschen, deren kranke Körper gegen die Verlegung in einen kalten, feuchten Keller protestierten. Hinter den beinahe 100 Patienten, Schwestern und Pflegern wurde die Bunkertüre verschlossen. Kurz darauf schlug eine Granate im obersten Stockwerk ein. Wir waren überzeugt, dass dies unbeabsichtigt war. Die Russen wollten doch nicht wissentlich Kranke vernichten? Aber weitere Granaten belehrten uns eines besseren. Den ganzen Tag lang hörte man wütendes Schiessen auf den Strassen. Deutsche Soldaten versuchten vergeblich die Stadt zu halten. Jetzt drangen die Alliierten rasch vor.

Ich ängstigte mich um Hella, Uschi und ihre Verwandten. Doch konnte ich sie nur, wie so oft zuvor, meinem Gott anbefehlen.

Acht Tage lang drängten wir uns bei Kerzenlicht im Keller. Vier von uns mussten ein Bett teilen. Wir konnten uns kaum rühren, ohne jemanden zu Boden zu stossen. Einige Patienten fluchten, andere weinten oder baten um Hilfe. Aber das Personal konnte nur wenig Medikamente für die Kranken herbeischaffen. Wir hatten kaum Lebensmittel. Der Luftschutzkeller schien für lange Aufenthalte völlig unvorbereitet. Niemand dachte ernstlich an die Möglichkeit, dass so viele im Bunker Zuflucht nehmen müssten. Ich versuchte meine älteren Bettgenossinnen zu trösten.

«Kennen sie Jesus?» fragte ich eine nach der anderen. «Weil er uns ewiges Leben nach dem Tode versprochen hat, brauchen wir uns nicht zu fürchten. Er sagt, sogar wenn wir durch das finstere Todestal gehen, brauchen wir keine Angst zu haben, denn er ist bei uns.»

Sie lauschten den Bibel Worten, die ich aus dem Gedächtnis weitergab. Im Durcheinander unserer Flucht aus dem Lager hatte ich meine kostbare kleine Bibel verloren. Ich fühlte in meiner Hosentasche nach meinem einzigen Besitz: Einer Zahnbürste, einem kleinen Stück Seife, einem zerbrochenen Kamm und dem Rest von Mutters Geld.

«Hitler wurde mein Gott», berichtete eine der Frauen. «Wir glaubten, er sei der Retter Deutschlands. Er versprach uns so viel, aber er hat nichts gehalten.»

«Erst in den letzten Monaten habe ich erkannt, dass er ein Demagoge ist», fing auch die andere an. «Kann uns Gott unsere Schuld verzeihen?»

«Ja, das kann Er!» gab ich froh zurück. «Das kann Er! Er würde sogar einem Hitler verzeihen, wenn dieser umkehren und um Seine Gnade bitten würde.»

«Ich habe einmal an Gott geglaubt», meinte eine alte Frau. «Aber es ist schwer, jetzt an ihn zu glauben. Ich sah soviel Hässliches. Ich wohnte in Berlin und floh zu meiner Tochter nach Bautzen. Berlin ist ein Trümmerhaufen. Die meisten meiner Freunde sind umgekommen.»

«Was ist mit ihrer Tochter?» fragte ich sie. «Geht es ihr gut?» «Wie kann ich das wissen, wenn ich hier in der Falle sitze? Ich höre die Gewehre und Kanonen draussen. Woher weiss ich, dass die Schüsse nicht meiner Tochter und ihrer Familie gelten?»

«Die Schüsse müssen deutschen Soldaten und nicht unbewaffneten Zivilisten gelten», versuchte ich die alte Frau zu beruhigen. «Ich bete für ihre Tochter. Möchten Sie mit mir beten?» «Ja, gerne.»

Am vierten Tag nach Ausbruch der Kämpfe verstummten die Schüsse. Offensichtlich war die Schlacht entschieden. Wir erhielten die Antwort bald, als etwa ein Dutzend russischer Soldaten in den Luftschutzkeller stürmten. Wir blieben alle wie festgefroren an unserem Platz, während die Russen den armseligen Haufen von Menschen betrachteten. Sie hielten riesige Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten in der Hand. Die Soldaten musterten die Frauen und unterhielten sich dabei. Dann nahm sich einer nach dem andern eine und warf sie zu Boden. Vor unseren Augen vergewaltigten sie die Frauen. Diese Meute Soldaten glich nicht mehr Menschen, sondern Tieren. Mich ekelte vor ihnen. Zwei der grossen Soldaten kamen genau auf mich zu.

«Oh Gott, hilf mir», bat ich laut. Sie zogen mich vom Bett, warfen mich zu Boden und fingen an, mir die Kleider vom Leib zu reissen. Da betrachteten sie meinen unbandagierten Fuss, auf dem die nur teilweise verheilten, schrecklichen Wunden leuchtend rot zu sehen waren. Sie schnitten eine Grimasse und brummten etwas. Dann schüttelten sie den Kopf und suchten sich ein hübscheres Opfer aus. Ich hatte Hella ja gesagt, meine Wunden dienten zu meinem Besten.

Als die schreckliche Szene eine Stunde später endete, sassen wir alle schockiert da. Wir fragten uns, was wir tun und wohin wir gehen sollten. Man hatte uns nun ja gefunden. Trotzdem war keine von uns körperlich ernsthaft verletzt. Der Luftschutzkeller war durchdrungen von menschlicher Verzweiflung. Angst, Ungewissheit, Schmerz, Einsamkeit und Agonie lasteten schwer auf uns. Litten alle Deutschen so, als die Kanonen der Alliierten sie beschossen?

In einer Ecke sah ich eine Frau weinend auf dem Boden sitzen. Im Dunkel erkannte ich sie nicht. Ich humpelte hinüber. Vielleicht konnte ich helfen oder ihr zuhören. Erstaunt stand ich Schwester Grete gegenüber. Ich betete um Demut und Liebe, damit ich sie trösten könne. Schüchtern kniete ich zu ihr hin und legte den Arm um ihre Schultern. Sie stiess mich nicht weg, obwohl sie wusste, wer ich war. Sie legte den Kopf an meine Schulter und weinte. Gebrochen stammelte sie, dass sie viermal von den russischen Soldaten vergewaltigt worden war.

«Gott möge Sie wieder aufrichten», sagte ich.

Sie sah mich mit roten, geschwollenen Augen an.

«Wie können Sie mich nur trösten? Ich wollte Sie töten, nachdem Sie sich auf dem Operationstisch verraten hatten und wir erfuhren, dass sie Jüdin sind.»

«Jesus sagt, dass wir unsere Feinde lieben und denen, die uns verfolgen, Gutes tun sollen. Er liebt sogar die, die ihn ans Kreuz brachten. Er hat Seinen Vater gebeten, ihnen zu verzeihen.» Schwester Gretes Schmerz rührte nicht nur von ihrem physischen Leiden; er stammte auch von den zerbrochenen Träumen eines ruhmreichen Vaterlandes und der Erkenntnis, dass Hitler, der Rattenfänger, dem sie gefolgt war, ein Betrüger war. Aufstieg und Niedergang des Dritten Reiches schmerzten sie mehr als jede körperliche Verletzung.

1. Mai 1945

«Gehen Sie jetzt nach Hause, Anita», sagte der deutsche Arzt zu mir. «Wir können nichts mehr für Ihr Bein tun. Es heilt gut.» Wo ist das, zu Hause? dachte ich. Bautzen war zerstört. Hella, Uschi und ihre Familie konnte ich nicht finden. Sorau sollte auch zerstört sein. Ich würde zu Fuss, per Anhalter oder mit dem Zug nach Theresienstadt fahren um Mutter zu finden.

Am Tag zuvor hatte Hitler sich erschossen. Die Russen standen auf den Stufen vor dem Berliner Parlament und hissten die rote Fahne. Wie Pastor Hornig vorausgesagt hatte, gab Hitler erst auf, als der Feind buchstäblich vor seiner Schwelle stand. Der Führer war tot und Deutschland lag in Trümmern. Aber wenigstens war der Krieg vorbei. Der 1'000-jährige Traum hatte ganze zwölf Jahre gedauert. Nur wenige der Ziele waren erreicht worden. Nicht nur Deutschland musste versuchen, wieder auf die Beine zu kommen. Die ganze Welt musste aus den Trümmern aufstehen.

Ich schleppte mich mit meinem schmerzenden Bein zum nahen Bahnhof von Bautzen. Die zerstörten Gebiete, die ich unterwegs sah, bedrückten mich. Die gleichen Bilder wiederholten sich unzählige Male. Ich hatte wie durch ein Wunder genug Geld, um einen Pass zu kaufen und in die Tschechoslowakei einzureisen. Es war jedoch ein langer und mühsamer Weg. Deutschland hatte keine Führung und überall begegnete mir Chaos und Durcheinander. Keiner schien zu wissen, wer zuständig war. Auf der Strecke nach Theresienstadt gab es in jeder Stadt lange Aufenthalte und Verspätungen. Man schickte mich in Flüchtlingslager, in denen ich oft einen halben Tag um Essen anstehen musste. Die Ungewissheit nagte ständig an mir: Hatte Mutter Theresienstadt überlebt?

In der Stadt Asch an der tschechischen Grenze schickte man mich in ein Büro um meinen Pass zu holen. Ein netter alter Mann mit dicken Brillengläsern half mir, die nötigen Einreiseformulare auszufüllen. Als er hörte, dass ich meine Familie verloren hatte und im Lager Barthold ge-

wesen war, sorgte er dafür, dass ich alles richtig ausfüllte. In seinen Augen stand Mitleid und ein unausgesprochenes Zögern. Endlich äusserte er seine Bedenken.

«Warum wollen Sie in die Tschechoslowakei, kleines Fräulein?» «Meine Mutter ist in Theresienstadt. Ich muss sie finden.» «Was wissen Sie von Theresienstadt?»

«Nichts. Niemand scheint viel darüber zu wissen.»

«Die Russen haben es vor einer Weile befreit, ja. Sie haben auch die schreckliche Typhusepidemie unter Kontrolle bekommen. Die Russen haben das Lager gerade einen Tag vor der Vergasung der Gefangenen befreit. Die Gaskammern wurden in hektischer Eile von den Häftlingen selbst gebaut. Die Deutschen zwangen sie dazu und hofften, die Häftlinge vor Ankunft der Russen umzubringen. Aber die Häftlinge wandten endlose Verzögerungstaktiken an. Ich möchte Sie nicht entmutigen, kleines Fräulein, aber viele der Gefangenen dort sind gestorben.»

«Ich habe um mein Leben gekämpft, um Mutter wiederzusehen». «Ausserdem», fuhr er fort, «sollten sie wirklich nicht alleine in die Tschechoslowakei fahren. Die Leute sind nicht besonders freundlich, wenn sie Deutsch hören. Sie sollten sich taubstumm stellen. Sprechen Sie nur, wenn es absolut notwendig ist.» †

Ich bedankte mich für seinen Rat, während er meine Papiere abstempelte und sortierte. «Ich werde tun, was Sie sagen. Ich bete darum, dass ich das ertragen kann, was mich in Theresienstadt erwartet. Gott wird meinen Glauben nicht unbelohnt lassen.» Er übergab mir meinen Pass. «Sie müssen von hier nach Prag und dann nach Leitmeritz. Von Leitmeritz sind es etwa 8 km bis Theresienstadt. Vielleicht müssen Sie diese Strecke gehen oder per Anhalter fahren. Haben Sie überhaupt Geld?» «Nein. Ich habe Ihnen mein letztes Geld für den Pass gegeben.» «Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen kann.»

Nachdem ich den ganzen Nachmittag um Essen angestanden hatte, stieg ich in den Zug von Asch nach Prag. Es war ein wunderschöner Abend anfangs Sommer. Die Landschaft lag ruhig da. Ich machte mich an die letzte Etappe einer Reise, die 18 Monate zuvor mit Mutters Verhaftung begonnen hatte.

Als es dunkel wurde, passierten wir die tschechische Grenze. Ein Dutzend Tschechen stiegen zu. Ich erinnerte mich an die Worte des alten Mannes und starrte still zum Fenster. Die jungen Tschechen lächelten,

als sie im Gang auf und ab gingen. Plötzlich kam ich mir vor wie in einem rollenden Grab. Wenn sie mir etwas tun wollten, sass ich hilflos in der Falle. Ich blickte weiter in die stockdunkle Nacht hinaus. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter! Ich schoss auf und blickte in das Gesicht eines hübschen, jungen Mannes mit dunklem, lockigem Haar. Er setzte sich neben mich und begann in einer fremden Sprache zu reden. Ich sass in der Falle!

«Ich verstehe nicht.»

«Amerikanski?»

Ich griff in meine Tasche und gab ihm meinen Pass. Drinnen stand alles über mich und auch, dass ich Jüdin war. Er las den Pass durch. Dann erhellte sich sein Gesicht zu einem leuchtenden Strahlen. Tränen stiegen ihm in die Augen.

«Shalom, meine Freundin!» rief er in gebrochenem Deutsch aus. «Auch ich bin ein Jude und komme aus einem KZ. Ich wohne in Prag. Wohin gehst du?»

«Theresienstadt. Ich will meine Mutter suchen.»

«Ich bringe dich dorthin und Sorge dafür, dass du den richtigen Zug bekommst. Es ist zu gefährlich, ein hübsches kleines Fräulein, wie du es bist, allein reisen zu lassen.»

«Du bist ein Engel! Gott hat mir schon einige Male seine Boten geschickt.» Tränen rollten uns übers Gesicht. Wir verstanden uns sofort. Das gemeinsame Leid und die spontane Liebe zum anderen vereinten uns.

Peter war in einem Arbeitslager fast zu Tode geschunden worden. Die meisten seiner Kameraden hatten die Tortur nicht überlebt. Viele waren verhungert. Peters junges hübsches Gesicht war müde und verbraucht. Ich erzählte ihm, dass ich an Jesus glaubte. Es machte ihm jedoch nichts aus, obwohl er ein ziemlich religiöser Jude war. Seine Familie war im Krieg umgekommen. Er war auf dem Weg nach Prag, um offiziell vom Schicksal seiner Familie zu hören. Im jüdischen Ghetto von Prag oder im KZ Theresienstadt Verwandte zu suchen, glich der Suche nach Überlebenden in einem ausgebrannten Gebäude.

In Prag stiegen wir in den Zug nach Leitmeritz um. Dort trieb Peter einen jungen Polizisten auf, der mich die restliche Strecke nach Theresienstadt begleiten wollte. Peter gab mir 150 Kronen, damit ich in der CSSR nicht völlig ohne Geld dastand. Ich wandte mich an den Polizisten, der mich die 8 km im Jeep fahren wollte. Ich erklärte ihm die Situation und erzählte ihm von Mutter. Er schaute besorgt drein, als ich so

enthusiastisch von der letzten Reiseetappe sprach. Es war der gleiche besorgte Blick, den der alte Mann mir zugeworfen hatte. Er sagte: «Kind, mach dir nicht zu grosse Hoffnungen.» Ich drehte mich um, um Peter 'Auf Wiedersehen' zu sagen, aber er war schon verschwunden!

«Glauben Sie, dass es Engel gibt?» fragte ich den Polizisten, als ich die Dunkelheit zu durchdringen suchte, «oder menschliche Boten Gottes?» «Ich bin mir nicht sicher.»

«Ich schon. Ich glaube, gerade einen getroffen zu haben: Peter. Nicht einmal seinen Familiennamen kenne ich!»

«Junges Fräulein, beten Sie, dass der gleiche Gott, der Ihnen Seine Boten schickt, auch Ihre Mutter am Leben erhält. Wer nicht verhungerte oder bei der schweren Arbeit zugrunde ging, starb bei der Typhusepidemie. – Gehen wir.»

Wir rumpelten etwa 20 Minuten über eine holprige Strasse. Ich versuchte, das Reden des freundlichen Polizisten zu ignorieren. Mit meinen Gedanken musste ich jetzt alleine sein.

Während der Fahrt wich die Nacht langsam dem Tag. Es musste etwa 6 Uhr morgens sein. Von der wochenlangen Reise war ich völlig erschöpft. In der Ferne konnte ich im Dämmerlicht Theresienstadt erkennen. Es war aus einem Lager zu einer Stadt gewachsen, die von riesigen Ziegelmauern umgeben war. Eine Handvoll Überlebender war nach dem Krieg dort geblieben. Sie hatten keine Heimat mehr. Viele warteten auf Verwandte, die sie abholen sollten.

Als wir uns dem Tor näherten, verliess mich aller Mut! Ein riesiger Schädel mit zwei gekreuzten Knochen war aufs Tor gemalt worden. Etwas tiefer hing ein Schild mit der Aufschrift «Kein Zugang!» Zwei russische Posten standen davor Wache. Sie waren mit automatischen Gewehren bewaffnet.

«Lieber Gott» betete ich still. «Du hast mich nicht umsonst hierher geführt. Du musst mich einfach hineinlassen!»

Wir sassen eine Weile im Jeep. Die zwei Wachtposten sahen so aus, als ob sie nicht viel Mitleid mit mir haben würden.

«Bitte», sagte ich dann zu einem von ihnen. «Ich bin seit Wochen unterwegs, um meine Mutter hier zu finden. Bitte lassen Sie mich hinein.»

«Wir haben Befehl, niemanden hineinzulassen», antwortete er barsch. «Sehen Sie das Schild nicht? Das Lager steht unter Quarantäne. Eine entsetzliche Epidemie hat gewütet.»

«Das ist mir egal. Ich riskiere alles. Ich muss wissen, ob Hilde Dittman lebt.»

«Ich habe meine Befehle, Kleine.»

Plötzlich brach aller Schmerz der vergangenen Jahre aus mir hervor. Das Gesicht in den Händen vergraben, begann ich haltlos zu schluchzen.

«Man hat mir gesagt, dass die Epidemie zu Ende ist», michte sich mein Freund von der Polizei ins Gespräch. «Warum lasst ihr die Kleine nicht hinein? Sie kommt von weit her.»

Die zwei Posten berieten sich eine Weile. Ich weinte immer noch wie ein kleines Kind.

«Also gut», meinte einer von ihnen und machte das Tor auf. «Bring sie zum Hauptbüro. Das ist das weiße Haus am Ende der Strasse. Dann kehr um und verschwinde von hier.»

«O danke!» rief ich aus. Mein Gesicht war noch nass von den vielen Tränen.

Mein freundlicher Chauffeur fuhr mich durchs Tor und setzte mich vor dem Hauptgebäude ab. Dann sah ich ihm von den wackligen Stufen aus nach, wie er schnell wieder wegfuhr. Das Lager war seltsam verlassen. Doch es war noch früh am Morgen. Von der Treppe aus konnte ich die Stadt überblicken. In jeder Richtung erstreckte sie sich ein weites Stück. Ich lauschte. Nur das Flattern der russischen Flagge im Wind unterbrach die beklemmende Stille.

Ich wandte mich um und betrat das Büro. In diesem Moment kam eine ältere, grauhaarige Frau zur Arbeit.

«Entschuldigen Sie bitte», sprach ich sie an, als sie die Papiere auf dem Schreibtisch zu ordnen begann. «Kann ich hier über eine Gefangene Auskunft bekommen? Ich bin Anita Dittman und suche meine Mutter Hilde.»

«Dieser Name ist mir nicht bekannt. Lassen Sie mich nachsehen.» Sie nahm einen Ordner und blätterte durch Hunderte von Namen. Als ihr Finger am Ende der Liste hielt, runzelte sie die Stirn.

«Der Name steht nicht hier, aber ich sollte noch anderswo nachsehen. Warten Sie hier.»

Sie ging in ein anderes Zimmer, das angefüllt war mit Dokumenten. Fast zehn Minuten blieb sie fort. Diese Wartezeit zählte zum Schlimmsten, was ich je durchlitten hatte. Mein Kopf war schwer vor Müdigkeit.

Hunger plagte mich. Die Nervenanspannung tat ihr übriges. An diesem relativ kühlen Junimorgen schwitzte ich vor Aufregung. «Oh Lieber Gott, gib mir Kraft, die Antwort zu ertragen. Ich kann nicht glauben, dass Du mich umsonst so weit geführt hast!»

Die Frau kam mit einem strahlenden Lächeln zurück. «Hilde Dittman lebt. Es geht ihr gut. Sie wohnt mit einigen anderen Frauen zusammen unten an der Strasse. Ich glaube, sie wohnen im dritten Stock. Es ist ein altes Haus am Ende der Strasse.»

«Herzlichen Dank! Gott segne Sie!» Ich nahm den Zettel mit der Adresse.

«Das ist der glücklichste Tag meines Lebens. Nochmals vielen Dank, dass Sie nachgesehen haben.»

Ich fühlte, wie die Sonne auf mich herablächelte, als ich mich schnell auf den Weg zu Mutter machte. «Hilde Dittman lebt und es geht ihr gut.» Immer wieder erklangen in mir diese Worte. Was sollte ich Mutter sagen? War ihr Glaube in den letzten 18 Monaten fest geblieben? Wir würden Wochen brauchen, bis wir uns alles erzählt hatten. Ich platzte fast vor Aufregung und Vorfreude, als ich nach der Hausnummer suchte.

Die Überlebenden des KZs bewegten sich frei, aber ohne Hoffnung im Lager. Die meisten waren wahrscheinlich ungläubige Juden. Sie hatten alles verloren. Ihre vom Krieg gezeichneten Gesichter spiegelten ihre Niedergeschlagenheit wider. Alle waren entsetzlich mager und sahen viel älter aus, als sie waren. Wie würde ich Mutter antreffen? Endlich stand ich vor dem Haus, in dem Mutter wohnte. Gerade trat eine Frau mittleren Alters in die Morgensonne heraus.

Sie grüsste mich.

«Ich bin Anita Dittman. Wohnt meine Mutter hier?»

«Ja, aber ja», Hennie Rosenbergs Gesicht leuchtete auf. «Sie hat uns sehr viel von dir erzählt, Anita. Ich habe das Gefühl, wir seien schon alte Freunde. Komm mit mir die Treppe hoch.»

Wir stiegen eine scheinbar endlose Treppe hinauf. Endlich kamen wir im obersten Stockwerk des alten, übelriechenden Hauses an. «Sechs von uns haben seit Kriegsende in einem winzig kleinen Zimmer gewohnt», entschuldigte Hennie sich. «Alles ist ziemlich durcheinander, wie du dir vor stellen kannst.»

Ausser Atem standen wir endlich auf der letzten Stufe. Hennie öffnete die Wohnungstür und ging voraus. Dann öffnete sie mir eine weitere Türe. Ich sah Mutter auf dem Bettrand sitzen. Sie trug ihren rosa Bademantel, den ich ihr in die Synagoge gebracht hatte! Mutters Augen füllten sich mit Tränen, als sie mich fassungslos ansah. Wir standen beide wie festgewachsen an unserem Platz. Sie war blass und schrecklich mager. Aber ihre Augen leuchteten noch genauso wie früher. Dann gingen wir wortlos aufeinander zu. Mutter legte ihre Hände auf meine Schultern und sah mich lange an. Tränen der Freude rannen über unsere Wangen. Wir fielen uns in die Arme. Ein Dankgebet stieg in unseren Herzen auf.

«Vor einer Stunde ist ein Bus nach Breslau gefahren, Anita. Ich hätte mitfahren können, aber ich wusste, dass du hierherkommen würdest. Ich wusste, du würdest selbst dann kommen, wenn du kriechen müsstest.»

«Du hast also meinen Zettel bekommen?»

«Nur weil ich in der Woche, bevor du mir das Brot mit dem Zettel geschickt hast, fast verhungert bin. Als das Brot ankam, war es schimmelig. Aber ich war so hungrig, dass ich es nicht weg warf, sondern herumschnitt bis ich zu dem Zettel kam. Von dem Augenblick an war das Brot nicht mehr schimmelig. Ich habe tagelang davon gelebt. Nach deiner Verhaftung haben die paar Gläubigen in Theresienstadt täglich für dich gebetet. Frau Bott, Frau Czech und andere.»

«Steffi Bott und Gunther Czech waren mit mir im Lager, Mutter. Wir wollten uns nach dem Krieg hier in Theresienstadt treffen. Haben ihre Mütter überlebt?»

«Ja, beide sind hier. Aber fast 90 Prozent der Lagerinsassen sind elend zugrunde gegangen. Die Russen sind gerade noch rechtzeitig gekommen. Am nächsten Tag hätten wir vergast werden sollen. Aber erzähl mir von dir, Anita.»

Während ich neben Mutter auf ihrem schmalen Feldbett sass und ihr meine Erlebnisse der letzten elf Monate erzählte, hörten ihre jüdischen Mitbewohnerinnen atemlos zu. Da sie ungläubig waren, versuchte ich besonders auf Gottes Wirken in meinem Leben hinzuweisen. Sie hörten mit weitaufgerissenen Augen gebannt zu. Beim Anblick meiner grässlichen Wunde am Bein schauderten sie. Aber wie freuten sie sich, dass meine Wunden und Narben mich vor den Russen gerettet hatten. Nur Mutter konnte glauben, dass ich unter diesen Umständen versucht hatte

nach Theresienstadt zu kommen. Dann hörte ich den Bericht über den Schrecken von Theresienstadt. Die «Duschen» waren fast fertig installiert und das Cyclon B bereits geliefert, als die Russen das KZ stürmten. «Vielleicht hat Gott einen Engel geschickt», berichtete Mutter. «Er kam in Form eines Rotkreuzvertreters. Aus irgendeinem Grund liess man ihn vor Kriegsende ins KZ. Die Nazis versuchten, die Gaskammern vor ihm zu verheimlichen, aber er entdeckte sie. Hierauf raste er im Auto zu den vorrückenden Russen und flehte sie an, sofort hierherzukommen. Die gottlosen Russen entsprachen seiner Bitte und kamen gleich. Ihnen folgten Ärzte und Schwestern, die sich der Kranken und Sterbenden annahmen. Es gab eine schreckliche Typhusepidemie im Lager.»
«Die Engeldienste sind mir nichts Neues, Mutter.»

Die Nazi-Ärzte führten grauenhafte Experimente mit den Insassen des Lagers durch. Es ist zweifelhaft, ob diese Experimente überhaupt eine wissenschaftliche Grundlage hatten. Manche hatten nur den einen Zweck, den Häftlingen Schmerzen und Verstümmelungen zuzufügen. Manchmal entschloss sich der Arzt – aus einer Laune heraus – sein Opfer durch eine Luftinjektion in die Adern von dieser Pein zu erlösen. Andere Gefangene, die dieses Glück nicht hatten, wurden einfach mit einem Prügel erschlagen. Wieder andere gingen an der schweren Arbeit zugrunde. Die meisten jedoch verhungerten. Für die Ungläubigen war der Tod der einzige Freund. Die anderen hielt nur der Glaube an Christus aufrecht.

In Theresienstadt waren jedoch nicht nur Juden, obschon sie den grössten Teil der Häftlinge ausmachten. In jedem Lager gab es «Unerwünschte»: Kommunisten, Christen, Zigeuner, Zeugen Jehovas, Verrückte oder Schwachsinnige. Besonderes Vergnügen bereitete es den Wachtposten, die vielen Homosexuellen in den verschiedenen KZs zu köpfen. Die schrecklichen Geschichten von Theresienstadt, Dachau, Auschwitz, Buchenwald, Bergen-Belsen, Treblinka, Ravensbrück u.a., voll von Blut, Tränen und Terror, würden Bände füllen. Satan übersah nicht eine einzige grässliche Möglichkeit, diese Menschen leiden zu lassen. Frau Rosenberg erzählte mir, dass die Strassen Prags buchstäblich mit Blut besudelt wurden, als die Nazis die Stadt stürmten. Unter den Augen der hilflosen Eltern wurden Babies und Kinder erschlagen und von Satan – in der Verkleidung eines SS-Mannes – ermordet.

Mutter hatte unzählige Stunden gearbeitet. Oft hatte sie nächtelang Böden geschrubbt. Dies war jedoch nicht die einzige Arbeit, die sie wäh-

rend der 18 Monate in Theresienstadt erledigen musste. Die Posten wollten ganz sicher gehen, dass jeder hart für das Privileg, leben zu dürfen, arbeitete. Dreck, Ratten, Läuse und Wanzen waren die einzigen Dinge, die einem Gefangenen zustanden. Dieses triste Dasein liess viele verrotten. Für ein Stückchen Zucker töteten diese Menschen sogar den besten Freund.

Eine Woche nach meiner Ankunft traf Steffi Bott in Theresienstadt ein und feierte das Wiedersehen mit ihrer Mutter. Einen Monat später verlegten die Russen uns alle nach Bayern in ein Flüchtlingslager. Viele heimatlose Juden aus ganz Europa waren dort. Sieben Monate lang teilte ich dort mit Steffi und unseren beiden Müttern ein Zimmer. Während dieser Zeit wurden unsere Papiere in Ordnung gebracht und wir bekamen ein neues Zuhause zugewiesen. Verwandte der Botts in Amerika wollten ihre Überfahrt bezahlen. Wegen der schwierigen finanziellen Lage Englands konnten wir nicht zu Hella reisen. Stattdessen half uns eine amerikanische christliche Flüchtlingsorganisation, nach Amerika zu kommen.

Im Mai 1946 verliessen wir das Lager und fuhren in einem Viehwagen nach Bremen. Die Wagen hatten beträchtliche Löcher im Dach. So war die Zufuhr frischer Luft gewährleistet. Eines Nachts regnete es in Strömen. Unsere Matratzen auf dem Boden wurden zu «Schwimmbädern.» Essen, Kleidung und Gepäck wurden durch und durch nass.

Nach einem weiteren Papierkrieg in Bremen ging es nach Bremerhaven. Am 7. Juni 1946, einem sonnigen Tag, schifften wir uns dann zusammen mit fast 900 anderen Flüchtlingen auf der SS Marine Flasher nach Amerika ein. Mit gemischten Gefühlen sahen wir an jenem Morgen die deutsche Küste verschwinden. Es waren so viele Erinnerungen mit diesem Land verbunden – gute und böse. Wir standen an Deck und blinzelten in der Sonne, als Deutschland langsam hinter dem Horizont verschwand.

Elf Tage schaukelten wir über den Ozean. Unsere Freude über neue Freundschaften, die wir auf dieser Reise schlossen, war getrübt durch die Angst vor dem Neuen, Unbekannten. Dann kam der Tag, an dem es hiess, dass wir am nächsten Morgen New York anlaufen würden. Wir Juden blieben die ganze Nacht auf, um in der Dämmerung den ersten Blick auf Amerika zu erhaschen. Wir schwatzten und lachten, während

wir auf Deck warteten. Als die ersten Sonnenstrahlen über dem Horizont erschienen, sahen wir die Freiheitsstatue in den dunstigen Himmel aufragen. Keiner sprach ein Wort.

Eine Stunde später fuhren wir an ihr vorbei. Alle standen stumm an Deck. Wir alle hatten in den letzten 13 Jahren jeden Tag von der Freiheit geträumt.

Nachwort

Von vielen unserer Freunde und Verwandten hörten wir nichts mehr. Wir konnten nur annehmen, dass sie zur riesigen, unpersönlichen Zahl von sechs Millionen ermordeter Juden gehörten, die in unbekanntem Massengräbern verschwanden. Das muss Tante Kätes, Tante Friedes und auch Tante Elsbeths Schicksal gewesen sein. Dennoch konnten wir in den folgenden Jahren einige wenige Verwandte wieder ausfindig machen. Vater überlebte den Krieg und starb 1974 an Krebs. Auch Hella starb bereits im Jahre 1965 an derselben Krankheit. Die Brüder Wolf waren gegen Ende des Krieges «heimgegangen». Christian Risel fand seine Eltern noch am Leben und blieb nach dem Krieg in Deutschland. Er wurde Apotheker und wir haben uns während vieler Jahre geschrieben. Auch Gunther Czech überlebte und blieb in Deutschland.

Pastor Hornig und seine Frau standen dieses Inferno ebenfalls durch. Er wurde 1976 in seiner Heimat Deutschland von einem Lastwagen überfahren. Er erholte sich nicht mehr von diesem Unfall. Frau Hornig lebt noch.

Die Gläubigen von St. Barbara in Breslau zählten zu den Helden Deutschlands. Ihre Zahl war leider nur sehr klein. Viele Pastoren und Kirchenglieder gingen mit fliegenden Fahnen zu den Nazis über, oder sie wollten von den Leiden der Verfolgten in Europa nichts sehen und hören. Satan selbst nahm das Herz der Kirche Deutschlands ein. Viele schlossen Kompromisse und «Vernunftehen» mit den Nazis. Die Verfolgung der Juden und anderer «Unerwünschter» wurde ignoriert. Als man die Deutschen über die Dinge befragte, die sie gesehen hatten, befahl das ganze Land eine seltsame Form der «Gedächtnisschwäche». Vielleicht war dies ein Selbstschutz, um die schrecklichen Erlebnisse im Nazideutschland zu vergessen.

Ein Volk, das bedeutende Frauen und Männer, für die die Welt immer dankbar sein wird, hervorbrachte, förderte und unterstützte aktiv oder passiv das Blutbad des Dritten Reiches.

Aber auch Deutschland erlitt grosse Verluste. Am Ende des Krieges war das Land ein riesiger Trümmerhaufen. Drei Millionen Soldaten hatten ihr Leben verloren. Eine weitere Million fror in den Lagern Sibiriens. Mehr als 500'000 Zivilisten kamen in den Bombenangriffen um.

Aber welches Volk ist einer solchen Tyrannei nicht fähig? Während in Deutschland sechs Millionen Gefangene umgebracht wurden, waren es in Sibirien 20 Millionen. Stalin vergrösserte später diese Zahl noch um vieles mehr. Hinter dem Bambus vor hang schmachten noch Millionen anderer Gefangener. In vielen anderen Ländern werden heute noch Menschen geschlagen und gefoltert.

Der Geist Adolf Hitlers lebt immer noch in dieser Welt, denn es ist der Geist Satans. So wie Deutschland Hitlers Lügen glaubte, glaubt die Welt Satans Lügen, denn er ist der Vater der Lüge. Es ist eine Ironie, dass Hitler kaum die Briten, Amerikaner oder Russen verurteilte, deren Kugeln und Bomben so viele Deutsche töteten. Er schob vielmehr alles auf die Juden. Sogar in seinen letzten Worten sprach er von der Gefahr des internationalen Judentums. Der gleiche Geist facht heute die Flammen des Antisemitismus neu an. Sowjetische Juden leiden schrecklich. Heute wird in Russland ein Zionist gleichgesetzt mit einem Verräter an der UdSSR und dem Kommunismus. – Die Verfolgung russischer Juden ist heute grösser als unter Stalin. Oft wagen sich russische Juden nicht auf die Strasse und fürchten sich, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Unzählige «Zionistische Gefangene» schmachten zur Zeit in russischen Gefängnissen und Konzentrationslagern. Tausende andere bekommen keine Ausreisegenehmigung in die Freiheit. Vielleicht nähern wir uns dem Tag, von dem der Prophet Sacharja vorhersagte: *«...alle Heere der Welt sammeln sich gegen Israel».*

Aber die wichtigste Botschaft ist, dass Gottes Liebe und Verzeihen all denen gilt, die Ihn suchen. Gott kann den verdorbensten Menschen erneuern, wenn er nur zugibt, dass er einen Erlöser braucht und an ihn glaubt.

Seine unermessliche Liebe steht heute auch für Sie bereit. Denn: *«Gott beweist seine Liebe gegen uns dadurch, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren» (Römer 5,8).*

Weil Er uns **so** liebt, bietet uns Gott die Erlösung **als unverdientes Geschenk** an.

«Denn aus Gnade sind wir gerettet und nicht durch Werke, Gottes Gabe ist es» (Eph. 2,8 + 9).

Ein Geschenk wird uns nicht aufgezwungen. Jeder einzelne kann sich entscheiden, ob er es annehmen will oder nicht.

Anhang

ZEITTADEL

1932

Juli

Reichstags wahlen. Die NSDAP wird zur stärksten Partei. Hindenburg lehnt Hitler als Kanzlerkandidaten ab. Der Reichstag wird aufgelöst.

November

Reichstagsneuwahlen. NSDAP erleidet Verluste. Gewinne der KPD. Reichskanzler Papen tritt zurück.

1933

Januar

Wahlsieg der NSDAP bei den Landtagswahlen im Kleinstaat Lippe. Regierung Schleicher tritt zurück. Hindenburg beruft Hitler zum Reichskanzler (30.1.).

Februar

Allgemeines Demonstrations verbot erlassen (2.2.).
SA, SS und Stahlhelm werden zur «Hilfspolizei».
Erste grosse Verhaftungswelle; Reichstagsbrand (27.2.).
Aufhebung der demokratischen Grundrechte (28.2.).

März

Der Reichstag beschliesst das «Ermächtigungsgesetz». Die ersten Konzentrationslager werden errichtet (23.3.).

April

Alle jüdischen Geschäfte in Deutschland werden durch die SA boykottiert (1.4.).
Alle «nicht-arischen» Beamten werden ausgeschaltet (7.4.).
Die Gestapo wird gegründet (26.4.).

Mai

Grosse Bücherverbrennung. Demokratische Literatur wird verboten (10.5.).

September

Ausschaltung aller Juden durch das Reichskulturkammer-Gesetz (22.9.).

1934

Mai

Konstituierung der «Bekennenden Kirche»

August

Hindenburg stirbt. Hitler wird Staatsoberhaupt und Oberbefehlshaber der Wehrmacht.

1935

März

Die allgemeine Wehrpflicht wird wieder eingeführt (16.3.).

Mai

«Arische Abstammung» ist Voraussetzung zum Heeresdienst (Wehrgesetz 21.5.)

September

Die NSDAP veranstaltet den «Reichsparteitag». Die antisemitischen Nürnberger Gesetze werden beschlossen, das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» (15.9.).

1936

März

Eine Volksbefragung ergibt: 99 % aller Stimmen sind für Hitlers Politik (29.3.).

August

Die Olympischen Spiele in Berlin werden eröffnet. Die antisemitischen Schilder «Juden unerwünscht» an Ortseingängen, vor Geschäften und

Restaurants, mit denen man im Sommer 1935 begonnen hatte, werden vorübergehend entfernt (1.8.).

1937

November

Auf der Führerkonferenz enthüllt Hitler seine Kriegspläne. (Hossbach-Protokoll): «Eroberung neuen Lebensraumes» durch Gewalt (5.11.)
Italien tritt dem Antikominternpakt bei (6.11.)

1938

März

Österreich wird dem Reich angeschlossen (13.3.).
Jüdische Gemeinden werden private Vereine.
Bisher waren die jüdischen Gemeinden Körperschaften des öffentlichen Rechts (28.3.).

April

Verordnung gegen «Tarnung jüdischer Gewerbebetriebe» erlassen (22.4.).

Juni

Durch die «Asozialen-Aktion» werden alle vorbestraften Juden verhaftet, einschliesslich der Juden, die sich Verkehrs vergehen u.ä. Verstössen schuldig machten (15.6.).

August

1. Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen (17.8.)

1. 1. Juden dürfen nur solche Vornamen beigelegt werden, die in den vom Reichsminister des Innern herausgegebenen Richtlinien über die Führung von Vornamen aufgeführt sind ...

2. 2. Soweit Juden andere Vornamen führen, als sie nach § 1 Juden beigelegt werden dürfen, müssen sie vom 1.1.39 ab, zusätzlich einen weiteren Vornamen annehmen, und zwar männliche Personen den Vornamen Israel, weibliche Personen den Vornamen Sara.

September

Jüdische Rechtsanwälte haben ab dem 30.11. auszuscheiden (27.9.).
Approbationen jüdischer Ärzte erlöschen (30.9.).

Oktober

Reisepässe von Juden werden mit «J» gekennzeichnet.
Vertreibung von 17'000 «staatenlosen» Juden aus Deutschland über die Grenze nach Polen (28.10.).

November

Die Eltern von Herschel Grynszpan sind von dieser Aktion betroffen.
Aus Protest erschießt er am 7.11. den Botschaftssekretär von Rath in Paris.
Reichskristallnacht. Staatlich organisiertes Vorgehen gegen die Juden in Deutschland (9.11.).

Göring-Konferenz beschliesst «Sühneleistung der Juden» in Höhe von einer Milliarde Reichsmark. Die Juden werden aus dem Wirtschaftsleben und von allen kulturellen Veranstaltungen ausgeschlossen (12.11.).
26'000 jüdische Männer werden verhaftet.

Erlass des Reichsministers für Erziehung und Unterricht über den Schulbesuch jüdischer Kinder (15.11.)

... kann es keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zugemutet werden, an jüdische Schulkinder Unterricht zu erteilen. Es versteht sich von selbst, dass es für deutsche Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einem Klassenraum zu sitzen ...
Juden ist der Besuch deutscher Schulen nicht gestattet. Sie dürfen nur jüdische Schulen besuchen ...

Einführung von Wohnbeschränkungen für Juden (28.11.).

1939

Januar

Der Mieterschutz für Juden wird aufgehoben (17.1.).
Vor dem Reichstag prophezeit Hitler im Falle eines Krieges «die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa».

Mai

«Der Stürmer» fordert die Ermordung der Juden in der Sowjetunion (18.5.).

September

Beginn des 2. Weltkrieges mit dem deutschen Überfall auf Polen (1.9.).

Warschau kapituliert (27.9.).

1940

April

In Lodz wird das erste Ghetto errichtet (30.4.).

Mai

Holland kapituliert (15.5.).

Belgien kapituliert (28.5.).

Juni

Frankreich kapituliert (22.6.).

Oktober

Der Befehl zur Gründung des Warschauer Ghettos wird gegeben (16.10.).

Im Rahmen der «Aktion Bürckel» werden Judendeportationen aus Baden, der Pfalz und dem Saargebiet nach Südfrankreich durchgeführt; von dort aus geht es Ende 1942 nach Auschwitz.

1941

April

72'000 Juden werden ins Warschauer Ghetto deportiert.

Jugoslawien kapituliert (17.4.).

Griechenland kapituliert (20.4.).

Juni

Deutscher Überfall auf die Sowjetunion (22.6.).

Gewaltsames Vorgehen in Kowno, Litauen (3'800 Opfer).

Juli

Pogrom in Lemberg (7'000 Opfer).

Massaker in Bialystok (11.7.).

Heydrich wird von Göring mit der Evakuierung der europäischen Juden beauftragt. Der Beginn der «Endlösung» (31.7.).

September

Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden (1.9.41)

§ 1 Juden, die das 6. Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu zeigen.

Der Judenstern besteht aus einem handtellergrossen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift «JU-DE». Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks fest angenäht zu tragen.

§ 2 Juden ist verboten,

a) den Bereich ihrer Wohngemeinde zu verlassen, ohne eine schriftliche Erlaubnis der Ortspolizei bei sich zu führen, b) Orden, Ehrenzeichen und sonstige Abzeichen zu tragen.

Liquidierung des Ghettos Schitomir, Ukraine (18'000 Opfer).

Erste Versuchsvergasungen in Auschwitz (23.9.).

Massaker in Kiew (34'000 Opfer).

Oktober

Massaker in Dnjepropetrowsk (11'000 Opfer).

Beginn der allgemeinen Deportationen aus dem Reich.

Massaker in Riga, Wilna, Kowno und Dwinsk.

November

Massenerschiessung in Rowno (15'000 Opfer); Ankunft der ersten deutschen Juden in Riga, Minsk und Kowno und ihre Erschiessung (6.11.).

Erstes Massaker in Rostow (25.11.).

Dezember

Blutbad von Riga (27'000 Opfer), (8.12.).

Blutbad von Wilna (32'000 Opfer), (22.12.).

Blutbad von Simferopol, Krim (10'000 Opfer), (30.12.).

Ständiges Vernichtungslager in Chelmno errichtet.

1942

Januar

Beginn der Umsiedlung aus dem Lodzer Ghetto nach Chelmno.

Heydrichs Wannsee-Konferenz über die «Endlösung» der Judenfrage in Europa (20.1.).

Die Einsatzgruppe A berichtet über die Liquidierung von 229'052 Juden in den baltischen Staaten (31.1.).

Beginn der Deportationen nach Theresienstadt.

März

Massenmord an den Juden von Charkow (14'000 Opfer).

Vernichtungslager Belzec wird errichtet (16.3.).

Die ersten slowakischen Juden kommen nach Auschwitz-Birkenau (28.3.).

April

Anordnung über die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel (24.4.)

Juden, die zum Tragen des Kennzeichens verpflichtet sind, ist die Benutzung sämtlicher öffentlichen Verkehrsmittel innerhalb des Bereichs ihrer Wohngemeinde ohne schriftliche Erlaubnis der Ortspolizeibehörde verboten.

Der Reichstag bestätigt Hitlers Aufhebung der Rechtsordnung (26.4.).

Mai

Anordnung über das Halten von Haustieren (15.5.42)

Juden wird das Halten von Haustieren (Hunden, Katzen, Vögeln usw.) verboten.

Das Vernichtungslager Sobibor, Distrikt Lublin wird errichtet (18.5.).

Juni

Erste Selektion für die Gaskammer in Auschwitz (23.6.).

Juli

Massaker in Minsk, Lida, Slonim und Rowno.

Grossrazzia in Paris (15.7.).

Abtransport der im Warschauer Ghetto lebenden Juden in die Vernichtungslager Belzec und Treblinka.

September

Vergasung aus Theresienstadt deportierter Juden bei Minsk, Bjelorusland.

Massaker in Kislowodsk, Kaukasus (9.9.).

Hitler wiederholt öffentlich seine Voraussage der Vernichtung des Judentums.

Erlass des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft über die Versorgung der Juden (18.9.42)

Ab 19.10.42 erhalten Juden nicht mehr Fleisch, Fleischwaren, Eier, Weizenerzeugnisse (Kuchen, Weissbrot, Weizenkleingebäck, Weizenmehl usw.), Vollmilch, entrahmte Frischmilch, dgl. nicht solche Lebensmittel, die nicht auf reichseinheitliche Lebensmittelkarten abgegeben werden. Kinder und Jugendliche über 6 Jahren erhalten keinen Kunsthonig, kein Kakaopulver, keine Marmelade als Zulage; bis zu 6 Jahren erhalten sie täglich 14 Liter entrahmte Frischmilch. Auch Sonderzuteilungen werden an Juden nicht verabfolgt. Ausnahmen von vorstehenden Bestimmungen gelten nur für Kriegsverwundete und Juden in privilegierter Mischehe.

Oktober

«Umsiedlung» im Ghetto Warschau beendet (310'000 Menschen), (3.10.).

Die deutschen Konzentrationslager werden «judenrein». Sämtliche jüdischen Häftlinge kommen nach Auschwitz (4.10.).

Der erste Teil des Einsatzes «Reinhard» ist beendet. In Polen entstanden über 50 Ghettos (28.10.).

Massenexekution der Juden in Pinsk, Bjelorusland (16'000 Opfer), (29.10.).

November

Alliierte Landung in Nordafrika (7.11.).

1943

Februar

Am 2.2. ergibt sich die 6. deutsche Armee bei Stalingrad.

März

Auflösung des Ghettos Krakau.

Das erste der neuen Krematorien in Auschwitz eröffnet (13.3.).

Mai

Aufstand und Vernichtung des Warschauer Ghettos.

Juni

Himmler befiehlt die Liquidierung aller polnischen Ghettos (11.6.).
Der Erlass wird am 21. auf die Sowjetunion ausgedehnt. Liquidierung
des Lemberger Ghettos (20'000 Opfer).
Aufstand und Vernichtung des Ghettos Tschenstochau (25.6.).

August

Aufstand und Vernichtung des Ghettos Bialystok (23.8.).

September

Beginn der deutschen Razzia auf Juden in Nizza (H.9.).
Liquidierung der Ghettos in Minsk und Lida.
Liquidierung des Ghettos Wilna (23.9.).
Liquidierung aller Ghettos in Bjelorusland (25.9.).

November

Liquidierung des Ghettos Riga.
Ermordung der im KZ Majdanek verbliebener Juden (17'000 Opfer)
(3.11.).
Kiew wird von den sowjetischen Truppen zurückerobert (6.11.).
Die Konferenz von Teheran findet statt (28.11.).

1944

Juni

Die Alliierten in Rom (4.6.).
Beginn der sowjetischen Offensive (23.6.).

September

Amerikanische Truppen an der deutschen Grenze (14.9.).
Blutbad im Lager Kluga, Estland (23.9.).

Oktober

Hitler befiehlt die Aufstellung des Volkssturms.
Die Überlebenden des KZ Plaszow (Krakau) werden nach Auschwitz
transportiert.
Letzte Vergasung in Auschwitz.

1945

Januar

Auschwitz wird durch sowjetische Truppen befreit (26.1.).

März

Amerikanische Truppen am Rhein (5.3.).

Hitler befiehlt die Zerstörung ganz Deutschlands (19.3.).

Mai

Berlin kapituliert (2.5.).

Bedingungslose Kapitulation Deutschlands (7.5.).

Ende des Krieges in Europa.

Theresienstadt wird befreit (10.5.).

August

Erste Atombombe auf Hiroshima (6.8.).

Japan kapituliert. Ende des 2. Weltkrieges (15.8.).

November

Am 22.11. beginnen die Nürnberger Prozesse.



Brennpunkt Israel

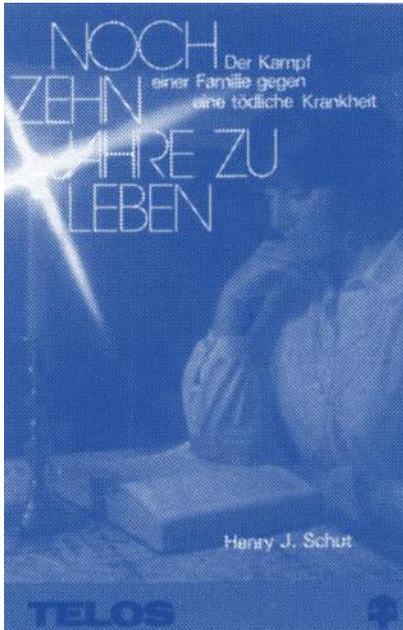
von Klaus Mosche Pülz TELOS-Paperback Nr. 1154 168 Seiten

Klaus Mosche Pülz ist ein ausgezeichnete Kenner der Verhältnisse im modernen Israel. Als messiasgläubiger Jude, dem das Geschick seines Volkes und seiner Heimat so eng am Herzen liegt, genießt er aufgrund seiner objektiven Aufsätze und Vorträge internationales Ansehen.

Das gründliche Werk zeigt den «roten Faden» von Abraham bis Camp David. Doch wie ist das neue Anti-Missionsgesetz zu beurteilen? Wie die Situation der Christen in Israel? Und wie die Marschrichtung der israelischen Regierung?

Dabei geht es dem Verfasser nicht nur um die geistliche Bewertung unserer Zeit und des heimgekehrten Volkes, sondern auch um die Geschichtlichkeit und den Nachweis der Messianität Jeschua Meschiachs, Jesu Christi.

So ist dieses interessante Buch aus der Feder eines Judenchristen von besonderer Bedeutung und Aktualität!



Noch zehn Jahre zu leben

von Henry J. Schut

TELOS-Paperback Nr. 2037

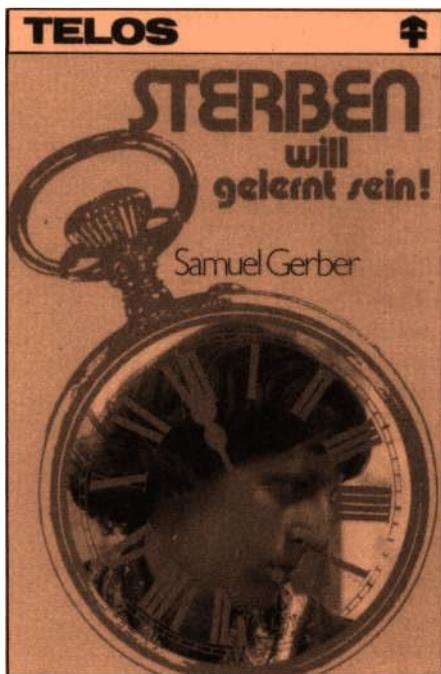
152 Seiten

Männer und Frauen gehen hilflos einem qualvollen Ende entgegen. Ataxie – die entsetzliche Erbkrankheit hat schon fünf Generationen hindurch die Hälfte der betroffenen Familien hinweggerafft.

Ein verzweifelter Kampf beginnt. John wird Arzt und ringt um ein wirkungsvolles Heilmittel. Enttäuschungen und das Grauen eines schmerzvollen Todes stellen den Glauben an einen liebenden Gott hart auf die Probe.

Junge Menschen blicken bang in ihre Zukunft. Erste Anzeichen der Krankheit versetzen auch sie in Schrecken. Freundschaften zerbrechen oder werden verhindert.

Am Ende des Buches nimmt der Leser an einem bemerkenswerten Sieg teil, den er auch für sein persönliches Leben in Anspruch nehmen kann.



Sterben will gelernt sein

von Samuel Gerber

TELOS-Paperback 2043/112 Seiten

Ein Buch, das nicht nur Ärzten, Seelsorgern, Krankenschwestern und Angehörigen Kranker im Umgang mit Sterbenden eine echte Hilfe bietet, sondern auch allen, die ihre eigene Todesstunde noch in ferner Zukunft wähen, eine klare, befreiende Antwort gibt! Ein junger begabter Mann schildert mit selten einführender Beobachtungsgabe Erlebnisse mit Sterbenden.

Dann werden verschiedene Fragen offen beantwortet. Welche Stadien z.B. durchlebt ein Sterbender? Wann sind die Sinne wirklich ausgeschaltet? Wie verhält man sich richtig am Sterbebett? Kann ich einem Sterbenden eine entscheidende Hilfe geben? Was hat es mit der Euthanasie und dem «technischen Weiterleben» auf sich? Kann ich eine friedliche Sterbestunde haben und mein Leben erfüllt abschliessen? Welche Vorbereitungen sind nach dem Willen Gottes jetzt schon unbedingt zu treffen?

Eine Dokumentation am Schluss des Buches mit Worten berühmter Männer und Aussagen bekannter Christen in den letzten Minuten ihres Lebens sollen dem Leser auch schon «in der Blüte seines Lebens» helfen, die richtige Lebensposition zu beziehen.

Titel aus der TELOS-Paperbackreihe:

- 2002 Price, Mut zum Nachdenken
- 2003 Miller, Warum sinken, wenn du schwimmen kannst
- 2004 Kühne, Mit dem Mantel der Liebe
- 2005 Pierson, Niemals enttäuscht
- 2006 Wienbruch, Die Jüngste der fröhlichen Familie
- 2007 Pagel, Sie wiesen auf Jesus
- 2008 Pagel, Sie führten zu Christus
- 2009 Pagel, Sie riefen zum Leben
- 2010 Richardson, Friedenskind
- 2011 Palmer, Rastlos in der Einsamkeit
- 2012 Bjorn, Der Ruf des Lebens
- 2013 Riecker, Mit 60 fing mein Leben an
- 2014 Myra, Elsbeth
- 2015 Engemann, Der Liebe Kraft
- 2016 Landorf, Stark und zart
- 2017 Olson, Ich schwörs bei diesem Kreuz, ich töte euch!
- 2018 Miller, Gott und das Unmögliche
- 2019 Cowie, Bis zum Ende
- 2020 von Redern, Heimatsucher
- 2021 Müller-Bohn, Spurgeon – ein Mensch von Gott gesandt
- 2022 St. John, Nur der Himmel ist die Grenze
- 2024 Ahn/Thompson, Treu bis in den Tod
- 2025 Palmer, Wenn die Bäume tanzen
- 2026 Brown, Den Teufel im Genick
- 2027 Brodhage, Caroline, lass dir an meiner Gnade genügen
- 2028 Walch, Viel Vergnügen am See
- 2029 Miller, Es liegt alles bereit
- 2030 Wang, Gottes Hochschule in Rot-China
- 2031 Goldsmith, Angst vor dem Wasser
- 2032 Miura, Shiokari-Pass
- 2033 Ward, Der Weg ins Freie
- 2034 Krug, Des Lebens Glück
- 2037 Schut, Noch zehn Jahre zu leben
- 2038 Zuck, Barbara wach doch auf!
- 2039 Stunt, Eine seltsame Freundschaft
- 2041 Hefley, Onkel Cam
- 2042 Palmer, Rotkelchen flüstert
- 2043 Gerber, Sterben will gelernt sein
- 2051 Bradford, Das Wunder in der Todeszelle